

**Herausgeber und Verlag: Gemeinschaftswerk der Evangelischen Publizistik (GEP) gGmbH,  
Emil-von-Behring-Str. 3, 60439 Frankfurt am Main.**

**Geschäftsführer: Direktor Jörg Bollmann**

**Amtsgericht Frankfurt am Main HRB 49081**

**USt-ID-Nr. DE 114 235 916**

**Verlagsleiter: Bert Wegener.**

**Chefredakteur der epd-Zentralredaktion: Karsten Frerichs.**

**epd medien: Diemut Roether (verantw.), Michael Ridder, Ellen Nebel.**

**Erscheinungsweise: einmal wöchentlich epd medien (Druckausgabe als PDF). Plus fünf Mal wöchentlich epd medien aktuell (elektronisch als PDF-Datei).**

**Bezugspreis Online-Abonnement monatl.: 68,15 Euro.**

**Verlag/Bestellservice (Adresse siehe oben unter GEP): Tel: 069/58098-190,**

**Fax: 069/58098-226, E-Mail: kundenservice@gep.de**

**Redaktion epd medien (Adresse siehe oben unter GEP): Tel: 069/58098-135,**

**Fax: 069/58098-261, E-Mail: medien@epd.de**

**© GEP, Frankfurt am Main**

**Alle Rechte vorbehalten. Die mit dem Abo-Vertrag erworbene Nutzungsgenehmigung für epd medien online gilt nur für einen PC-Arbeitsplatz. epd medien darf nur mit Zustimmung des Verlags weiterverwertet, gedruckt, gesendet oder elektronisch kopiert und weiterverbreitet werden.**

**Anfragen richten Sie bitte an die epd-Verkaufsleitung (Adresse siehe oben unter GEP),  
Tel: 069/58098-259, Fax: 069/58098-300, E-Mail: verkauf@epd.de**

**Haftungsausschluss:**

**Jede Haftung für technische Mängel oder Mängelfolgeschäden ist ausgeschlossen.**

**[hier geht's weiter >>>](#)**

# epd medien

Frankfurt am Main ■ [www.epd.de](http://www.epd.de)

31. Mai 2019 **22**

## INHALT

### DOKUMENTATION

**Entgrenzt \_ optimiert \_ ersetzbar**

**Digitale Herausforderungen an das Ich  
und was daraus für die Gesellschaft folgt**

LPR-Forum Medienzukunft, 4. April 2019, Frankfurt am Main

Joachim Becker über digitale Kommunikation .....	3
Sebastian Markett über die Abhängigkeit von sozialen Medien .....	6
Markus Gabriel über Digitalisierung, Logik und das menschliche Denken .....	12
Jeanette Hofmann über den digitalen Möglichkeitsraum .....	18
Stephan Weichert über journalistische Innovationen und Wertegefüge .....	24
Diskussion über Kommunikationskultur im Digitalen .....	29
Susanne Gaschke über den „Homo digitalis“ .....	36

## Es bleibt kompliziert. Die Digitalisierung und die Gesellschaft

epd Auf das Internet richteten sich in den 90er Jahren viele Hoffnungen: Demokratisierung und Transparenz sollte es bringen, die Gesellschaft insgesamt besser machen. Doch 20 Jahre später macht sich angesichts von Hassbotschaften, Fake News und der Beobachtung einer zunehmenden Polarisierung der Gesellschaft Ernüchterung breit: Das Netz scheint der Demokratie zu schaden und ein friedliches Zusammenleben eher zu erschweren. Angesichts dieses Befunds warnte der Direktor der Hessischen Landesanstalt für Privaten Rundfunk und neue Medien (LPR), Joachim Becker, am 4. April beim LPR-Forum Medienzukunft vor den Folgen der Erosion der aufgeklärten Kultur für das demokratische Gemeinwesen. In dieser Zeit sei es besonders wichtig, dass die Landesmedienanstalten die Medienkompetenz der Nutzer fördern.

Die Ernüchterung, sagte die Politikwissenschaftlerin Jeanette Hofmann, beherrsche derzeit die Erzählungen über das Internet in der deutschen Presse. Hofmann, Gründungsdirektorin des Alexander-von-Humboldt-Instituts für Internet und Gesellschaft in Berlin, machte darauf aufmerksam, dass in dieser Erzählung der Technik eine eigentümliche Autonomie zugeschrieben werde: „Es ist so, als sei das Digitale etwas Eigenlogisches, das sich immer weiter entwickelt.“ Dabei sei es doch die Gesellschaft, die das Internet gestalte und weiterentwickle.

Die Herausforderungen, vor der die Gesellschaft durch die neue Öffentlichkeit im Internet steht, sind auch nach Ansicht von Hofmann enorm. Einige dieser Herausforderungen beschrieben der Psychologe Sebastian Markett und der Philosoph Markus Gabriel. Während Markett vor den süchtig machenden Funktionsweisen der sozialen Medien warnte, beschäftigte sich Gabriel mit dem geldwerten Vorteil, den Unternehmen wie Facebook daraus ziehen, dass Milliarden Menschen auf der Welt das soziale Netzwerk nutzen und ihm ihre Daten überlassen: „Wir sind digitales Proletariat einer US-amerikanischen Elite“, sagte der Philosoph

und forderte, die sozialen Medien müssten jedem Geld geben, der dadurch, dass er sie nutzt, für sie arbeitet.

Auch die traditionellen Medien nutzen die sozialen Medien, um ein jüngeres Publikum zu erreichen. Doch damit begeben sie sich in die Abhängigkeit von diesen, warnte der Medienwissenschaftler Stephan Weichert. Er schilderte, dass Nutzer Probleme hätten, bei den vielen Informationen, die sie auf Facebook aufnehmen, zu unterscheiden, welche Informationen von redaktionell erstellten Medien stammen und recherchierte Fakten präsentieren und welche nur Gerüchte wiedergeben oder gar von Unternehmen gesteuerte Geschichten mit einem unternehmensfreundlichen „Spin“ sind. Umso wichtiger sei es, dass junge Menschen schon in der Schule lernten, analytisch zu denken und ihr Medienumfeld zu reflektieren, sagte Dorothee Meister, Professorin für Medienpädagogik an der Universität Paderborn.

Die Journalistin Susanne Gaschke forderte in ihrem Fazit zur Tagung, die gesellschaftlichen Folgen der Digitalisierung analog zu anderen Großtechnologien zu diskutieren. Die Frage, wie sich das Internet entwickle, dürfe nicht Großkonzernen überlassen bleiben, auch hier müssten demokratisch legitimierte Entscheidungen getroffen werden.

Das LPR-Forum Medienzukunft, das in diesem Jahr unter der Überschrift „Entgrenzt\_ optimiert\_ ersetzbar. Digitale Herausforderungen an das Ich und was daraus für die Gesellschaft folgt“ stand, zeigte einmal mehr: Es bleibt kompliziert. Die Tagung wurde zum zehnten Mal von der Journalistin Ingrid Scheithauer im Auftrag der LPR organisiert und moderiert. Wir



dokumentieren die Vorträge und die Diskussion gekürzt um einige Gruß- und Dankesformeln mit freundlicher Genehmigung der LPR Hessen und der Autoren. *Diemut Roether*

### IMPRESSUM

Herausgeber und Verlag:  
Gemeinschaftswerk der Evang.  
Publizistik (GEP) gGmbH in  
Frankfurt am Main. HRB 49081  
USt-ID-Nr.DE 114235 916  
Geschäftsführer:  
Direktor Jörg Bollmann  
Verlagsleiter: Bert Wegener

Chefredakteur der epd-Zentralredaktion:  
Karsten Frerichs  
epd medien und epd medien aktuell:  
Diemut Roether (Verantw. Redakteurin),  
Michael Ridder, Ellen Nebel  
Emil-von-Behring-Straße 3  
Briefe: Postfach 50 05 50  
60394 Frankfurt am Main  
Telefon (069) 5 80 98-209  
Telefax (069) 5 80 98-261

E-Mail: [medien@epd.de](mailto:medien@epd.de)  
[kundenservice@epd.de](mailto:kundenservice@epd.de)

Erscheinungsweise: einmal  
wöchentlich. (Druckausgabe)  
Monatsabonnement: Druckausgabe  
plus fünf Mal wöchentlich epd  
medien aktuell (elektronisch)  
78,20 Euro inkl. MWSt. Inland,  
Ausland auf Anfrage.

Nachdruck nur mit Vertrag.

Anzeigen:  
m-public Medien  
Services GmbH  
Zimmerstraße 90  
10117 Berlin  
Tel.: (030) 32 53 21-432  
Fax. (030) 32 53 21-444  
E-Mail: [christoph@m-public.de](mailto:christoph@m-public.de)  
Druck: druckhaus köthen  
Friedrichstr. 11/12  
06366 Köthen (Anhalt)

## „Beziehung auf Augenhöhe“

### Joachim Becker über digitale Kommunikation

„Entgrenzt \_ optimiert \_ ersetzbar.“ Es sind drei Adjektive, die für die digitalen Herausforderungen an das Ich stehen. Digitale Kommunikation ermöglicht vieles und verändert fast alles. Sie unterliegt anderen Gesetzmäßigkeiten als das, was wir seit der Erfindung des Buchdrucks gelernt haben. Wenn sich neue Möglichkeiten ergeben und sich damit die Anforderungen an den Einzelnen ändern, dann bleibt das nicht ohne Folgen auf das gesellschaftliche Gefüge, auf den politischen Zusammenhalt. Oder anders gewendet: Das „Ich“ steht in einem kollektiven Zusammenhang und ist ohne Gesellschaft nicht denkbar.

Die Digitalisierung ermöglicht Personalisierung und gezielte Adressierbarkeit und sorgt damit für eine neue Art der Individualisierung. Zugespißt heißt es jüngst in einem Zeitungsartikel: Ich-Bezogenheit sei der neue „Kompass der Lebensführung“. Was also, wenn aus einem Maximum an Individualität ein Minimum an geteilter Realität wird?

#### „Der Zuschauer wird zum Mittäter“

Meine Damen und Herren, ich begrüße Sie sehr herzlich zu unserem diesjährigen „lpr-forum-medienzukunft“. Es ist die zehnte Ausgabe unserer Veranstaltungsreihe – im 30. Jahr der LPR Hessen. Ich freue mich, dass Sie mit uns aus diesem doppelten Anlass einen entschiedenen Blick nach vorne richten wollen und wir gemeinsam das Individuum in den Mittelpunkt stellen.

Auch das passt ins Jahr 2019, in dem wir den 70. Geburtstag unseres Grundgesetzes feiern. Unsere Verfassung stellt den Menschen, das einzelne Individuum in den Mittelpunkt und verankert die freiheitlichen Grundrechte – schon mit dem ersten, alles überwölbenden Satz „Die Würde des Menschen ist unantastbar“. Seien Sie also willkommen – wieder in den schönen Räumen der Evangelischen Akademie Frankfurt hier am Römerberg.

Entgrenzt \_ optimiert – ersetzbar. Was macht Digitalität mit dem „Ich“?

Unser erstes Adjektiv heißt „entgrenzt“. Seit dem 15. März kennt die Welt ein weiteres grausames Beispiel der Entgrenzung – das Massaker von Christchurch, Neuseeland. Das Morden wurde live gestreamt auf Facebook, angekündigt auf 8chan, wieder gepostet auf Youtube, kommentiert auf Reddit, rund um den Globus widergespiegelt, bevor die Tech-Companies überhaupt reagieren konnten.

Es ist eine dreiste und perfide Strategie eines Täters, die auf Nachahmung zielt, und der selbst ein Nachahmer ist. Das Video zeigt das Morden aus der Sicht des Mörders. „Es ist die Perspektive von Egoshooter-Spielen“, sagt die Hamburger Medienforscherin Julia Schumacher. Damit nehmen die, die das Video sehen, gezwungenermaßen „die Sichtweise des Schützen ein“ – so als würden wir die Waffe tragen und in die Moschee stürmen. Damit wird der Zuschauer zum Komplizen, quasi zum Mittäter.

Allein Facebook soll 1,5 Millionen Kopien des Videos in den ersten 24 Stunden nach dem Massaker gelöscht haben. Aber weg ist es damit ja keineswegs. Es ist eine geradezu toxische Wirkung, die die Mechanismen des Netzes im Allgemeinen und der sozialen Netzwerke im Besonderen entwickeln. Und: Wir haben derzeit keine adäquaten Antworten.

#### „Hass, Böswilligkeit und Hetze“

Dieser neue Gewaltexzess, der viral gegangen ist, macht es umso wichtiger, sich damit zu befassen, was Plattform-Kommunikation und soziale Medien mit dem „Ich“ machen. Dazu braucht es keine Massaker, dazu reichen alltägliche Erfahrungen.

Zu Jahresbeginn hat ein Politiker er- und bekannt, dass Twitter auf ihn abfärbe. Er schreibt, ich zitiere: „Twitter ist, wie kein anderes digitales Medium so aggressiv und in keinem anderen Medium gibt es so viel Hass, Böswilligkeit und Hetze. Offenbar triggert Twitter in mir etwas an: aggressiver, lauter, polemischer und zugespitzter zu sein – und das alles in einer Schnelligkeit, die es schwer macht, dem Nachdenken Raum zu lassen.“ Und weiter schreibt er: „Twitter desorientiert mich, macht mich unkonzentriert, praktisch, wenn man in Sitzungen verstohlen aufs Handy schaut. Grundsätzlich, weil ich mich dabei ertappt habe, wie ich nach Talkshows oder Parteitagen gierig nachgeschaut habe, wie die Twitter-Welt mich denn gefunden hat.“

Sie wissen es längst. Ich habe hier Robert Habeck zitiert. Der Bundesvorsitzende der Grünen hat seine Accounts bei Twitter und Facebook gelöscht und ist aus den sozialen Medien ausgestiegen. Es geht mir an dieser Stelle nicht um den Anlass oder die Reaktionen auf diesen Vorgang. Mir geht es um die Mechanismen, die Robert Habeck beschreibt. Er beschreibt die Anpassung des Menschen an die Funktionsweise des Kommunikationskanals, der darauf ausgerichtet ist, unser Belohnungssystem zu erreichen. Er beschreibt den Sog der sozialen Medien, ihre manipulative Wirkung,

denn wir alle wollen uns gut und bestätigt fühlen. Er beschreibt die Gefahr, davon abhängig zu werden von dem, was man im Silicon Valley „gewohnheitsbildende Produkte“ nennt. Kurz, Habeck beschreibt die eigene Ent-Grenzung.

Entgrenzt - optimiert - ersetzbar. Unser zweites Adjektiv heißt „optimiert“. Genau diesen soeben erwähnten „Bereich zwischen Vergnügen und Unbehagen“ leuchtet Charlie Brooker aus. Dieser Bereich „zwischen Vergnügen und Unbehagen“ ist für den britischen Journalisten und Fernsehmacher der Schauplatz seiner Science-Fiction-Serie „Black Mirror“. „Wenn Technik eine Droge ist - und es fühlt sich wie eine Droge an - was genau sind dann die Nebenwirkungen?“, fragt er in der Tageszeitung „The Guardian“ und hält uns den Spiegel vor - den „kalten, glänzenden Bildschirm eines Fernseherers, eines Computers, eines Smartphones, den man an jeder Wand, auf jedem Tisch, in jeder Handfläche findet“.

### „Soziale Bewertungssysteme“

„Black Mirror“ ist eine Anthologie-Serie, die „in einer bizarren hochtechnologisierten Zukunft“ spielt, „in der die größten Innovationen der Menschheit auf ihre dunkelsten Instinkte treffen.“ So beschreibt Netflix die Serie, deren vier Staffeln der Streaming-Dienst zurzeit anbietet und die fünfte Staffel für 2019 in Auftrag gegeben hat.

Bleiben wir noch einen Moment bei „Black Mirror“: In einer Folge geht es um soziale Bewertungssysteme und wie Menschen sich daran anpassen. Eine App ist ins Auge integriert, alle sehen alles, alle teilen alles, alle bewerten alles. Die Skala reicht von eins bis fünf Sterne. Der Score entscheidet über den sozioökonomischen Status. Letzteres ist keine Zukunftsmusik mehr, sondern in China in der Erprobung und Vorbereitung für 2020. Dann soll jeder Bürger der Volksrepublik einen Score erhalten - je nach seiner „Aufrichtigkeit“. Damit stehen oder fallen Aufstiegs- und Reisemöglichkeiten.

Social Scoring ist kein chinesisches Phänomen, auch wir bewerten auf entsprechenden Portalen vieles - Hotels, Restaurants, Ärzte etc. Aber nicht nur das, wir bewerten auch uns selbst: Die Zahl der Twitter-Follower, der Facebook-Freunde, der Instagram-Likes oder der Tinder-Matches - all das ist „quantifizierte Anerkennung“, wie Aurelie von Blazekovic in der „Süddeutschen Zeitung“ feststellt. Wir vermessen uns und unsere - scheinbar - sozialen Beziehungen, und wir reagieren darauf durchaus mit der Anstrengung, uns anzupassen, uns zu optimieren.

Und die Autorin greift die Serie und ein Experiment damit auf: Bei „Black Mirror“ ist es Lacie, die immer

wieder übt zu lächeln, nett zu lächeln. Und wenn sie nett genug lächelt, macht ihr Handy aufgrund von Bewertungen ihrer Umwelt „pling“. Dann steigt ihr Score, der über Status, Freunde, Chancen entscheidet. Die omnipräsente Beobachtung führt dazu, dass Lacie mit jeder sozialen Interaktion eine gute Bewertung erreichen will. Doch Lacie hält das nicht durch. Sie dreht durch, wird unfreundlich. Ihr Score rauscht in den Keller, und alles andere geht damit den Bach runter.

Wie selbstverständlich diese Bewertungswelt und die Bereitschaft zur Selbstoptimierung in unserem Alltag geworden ist, hat „Frau Schiller“ deutlich gemacht. Unter diesem Namen twittert eine Lehrerin aus Brandenburg, und da ist auch ihr Experiment nachzulesen. Sie hat Anfang des Jahres ihre elfte Klasse nach Noten eingeteilt: die Guten durften vorne sitzen, die schlechten hinten. Die Guten wurden mit Geschenken belohnt, die Schlechten bekamen nichts.

### „Pluspunkte sammeln“

Sie zeigt zunächst die „Black-Mirror“-Folge mit Lacie, als deren Scoring-Welt noch in Ordnung ist. Die Klasse findet das unvorstellbar und geradezu dystopisch, dass sozialer Auf- und Abstieg so ausschließlich von den Bewertungen anderer abhängig sein soll. „Frau Schiller“ verlangt dann freiwillige Hausaufgaben von ihren Schülern, so können sie Pluspunkte sammeln. Alle machen mit und lächeln - nur ein Schüler mag nicht. Den setzt „Frau Schiller“ kurzerhand vor die Tür und schließt ihn aus. Die Klasse findet das in Ordnung, alle haben sich binnen kurzem in dieses System gefügt. „Gruselig“ sei das, schreibt „Frau Schiller“ auf Twitter.

Der Ausgang war erwartbar, weil so gut wie alle Experimente dieser Art zum Thema Manipulation und Autorität so ausgehen. Hier wird dennoch mindestens zweierlei deutlich: Einerseits, und das hat mich beeindruckt: So kann die Vermittlung von Medien- und Sozialkompetenz gelingen. So entstehen Synergien zwischen der Bildungs- und der Medienwelt. „Frau Schillers“ nachgestelltes Experiment ist ein rundum gelungenes Lehrstück, denn „Frau Schiller“ löst die Sache auf und schafft Raum für Reflexionen über die gemachten Erfahrungen und Einsichten in das eigene Verhalten und Fehl-Verhalten.

Andererseits: Bei aller Erwartbarkeit zeigt „Frau Schillers“ Klasse doch auch: Wir sind in dieser Bewertungswelt mindestens angekommen. Möglicherweise ist sie schon immer selbstverständlich gewesen. Aber: Durch die Digitalisierung erhält das, was im Analogen durchaus noch zu den Selbstverständlichkeiten zählte, eine neue verstörende Qualität.

Entgrenzt – optimiert – ersetzbar. Unser drittes Adjektiv heißt „ersetzbar“. Roboter und Künstliche Intelligenz schicken sich an, Menschen an vielen Stellen nicht nur zu Hilfe zu kommen, sondern sie auch zu ersetzen. Das, was so manche als vielversprechende Zukunftsszenarien vor Augen haben, macht vielen Angst. 2025 werden mehr Arbeitsstunden von Maschinen als von Menschen verrichtet werden, sagt ein Bericht des Weltwirtschaftsforums voraus. Dieser radikale Wandel verlangt große Anpassungs- und Veränderungsleistungen. Er lässt allerdings auch bei vielen den Eindruck des Nicht-Mitgestalten-Könnens aufkommen und sorgt für ein Gefühl des Ausgeliefertseins.

Und der Mut der Politik, die digitale Welt menschengerecht zu gestalten, will sich nicht so recht vermitteln. Damit geht ein weiterer Verlust an Vertrauen in Regierung und politische Institutionen einher. Immer mehr Menschen glauben, dass das gesellschaftliche System für sie nicht mehr funktioniert und es ihnen in Zukunft nicht besser gehen wird.

Dabei geht die Schere zwischen einer „informierten“ und der sogenannten „breiten“ Öffentlichkeit weiter auseinander. Die besser gebildeten und besser verdienenden Menschen mit hohem Informations-Medien-Konsum haben nach dem jährlich erhobenen „Trust Barometer“ hierzulande einen Vertrauensindex von 60; bei der „breiten Öffentlichkeit“ beläuft er sich auf 42. So groß war der Unterschied noch nie, sagen die Forscher.

### „Angebote für alle“

Es liegt auf der Hand, dass wir – alle gemeinsam und jeder an seiner Stelle – dafür sorgen müssen, dass diese Schere sich nicht weiter öffnet. Die Folge wäre ein immenses soziales und demokratisches Problem. Der in Zürich lehrende Philosoph Michael Hampe vermutet, dass „eine Erosion der aufgeklärten Kultur stattgefunden hat“, mit fatalen Folgen für das Funktionieren demokratischer Gemeinwesen. Er fordert eine Dritte Aufklärung, die nur über Bildung zu erreichen sei. Ziele eines aufgeklärten Lebens sind für ihn „allgemeine Bildung, Autonomie der Lebensgestaltung, Transparenz von Wissensansprüchen und Vermeidung von Grausamkeiten“.

Was hat das mit einer Landesmedienanstalt zu tun? Ich denke, sehr viel. Je weiter die digitale Welt wird, je tiefer wir in ihr verwurzelt sein werden, desto wichtiger ist für den Einzelnen, diese Welt und ihre Funktionsweise zu verstehen. Dafür braucht jeder Kompetenzen – sei es als Nutzer von Inhalten, sei es als Anbieter von Inhalten. Bewusst und souverän und selbstbestimmt Medien, Netze, Plattformen zu nutzen – darin besteht die verfassungsrechtlich geschützte Medienfreiheit, um

die es hier im Wesentlichen geht und für die Spielregeln gelten.

Und die Vermittlung eben dieser Kompetenzen gehört in der digitalen Welt zu den zentralen, zu den Pflichtaufgaben einer Landesmedienanstalt. Und sie muss dabei Angebote für alle machen, in den unterschiedlichsten Bildungskontexten, für die verschiedenen Altersgruppen, für Multiplikatoren wie Lehrer und Erzieher, allein und in Kooperation mit anderen Institutionen.

Die Vermittlung von Medienkompetenz steht nicht nur auf unserer Agenda, um die Medienfreiheit des Einzelnen zu ermöglichen und zu garantieren. Sondern, etwas pragmatischer, auch weil das Konzept der regulierten Selbstregulierung die hoheitliche, allein repressive Regulierung aus der Zeit knapper Frequenzen und Kanäle längst abgelöst hat. Diesem Konzept der Selbstregulierung, auch wenn sie reguliert ist, ist eine Beziehung auf Augenhöhe zwischen Medienunternehmen, also Anbietern, und Nutzern, inhärent. Aus der Zweierbeziehung Regulierte und Regulierer ist eine Dreiecksbeziehung geworden zwischen Unternehmen, Nutzern und Regulierern, wie wir im vergangenen Jahr mit Blick auf die Plattform-Demokratie an dieser Stelle herausgearbeitet haben.

### „Kompetente Mitspieler“

Nutzer haben hier eine andere Rolle als früher, sie müssen selbstverantwortlich handeln. Sie müssen verstehen, was ihnen angeboten wird. Sie müssen kompetente Mitspieler sein können.

Darum und weil wir davon überzeugt sind, dass wir die gesellschaftlichen Veränderungen, Umbrüche und Verwerfungen nur verstehen, wenn wir verstehen, was die Digitalisierung mit uns, mit dem „Ich“ macht – aus diesem Grund haben wir das heutige Thema für das zehnte LPR-Forum gewählt.

Die großen Entwicklungslinien der Veränderungen aufzuzeigen, die das Netz und die Digitalisierung in Medien und Gesellschaft auslösen und damit einen Beitrag zur gesellschaftlichen Debatte darüber zu leisten, war und ist das Ziel unserer Veranstaltungsreihe. Im Rückblick, das glaube ich sagen zu können, ist uns das gut gelungen. Mit Blick auf die Zukunft wird das weiter unser Ehrgeiz sein.

\*

*Joachim Becker ist Direktor der Hessischen Landesanstalt für Privaten Rundfunk und neue Medien.* ■

## „Smartphone und Sucht“

### Sebastian Markett über die Abhängigkeit von sozialen Medien

Was macht die Digitalisierung beziehungsweise was machen Smartphones, was machen Social-Media-Applikationen mit unseren Gehirnen und vor allem mit unserem Belohnungssystem? Ich möchte auf einen revolutionären Moment kurz eingehen. Es war im Jahr 2007, als Steve Jobs das iPhone vorgestellt hat. Ich habe mich entschieden, mit einem Rückblick auf seine Keynote zu beginnen. Zunächst einmal: Das ist erst zwölf Jahre her, also noch gar nicht einmal so lange. Zweitens: Steve Jobs sagte damals, dass es immer wieder Momente gebe, in denen ein revolutionäres neues Produkt erscheine, das alles verändert. Vielleicht ist „alles verändert“ ein bisschen groß gesprochen, aber die Einführung des Smartphones vor zwölf Jahren hat doch sehr viel verändert und war damit die Vorstufe zu einer Revolution, die das iPhone in der Tat in Gang gebracht hat.

Einige Zahlen zeigen, was sich seitdem alles verändert hat: Heute, 2019, besitzen und nutzen 2,7 Milliarden Menschen auf der Erde ein Smartphone. 2,7 Milliarden Smartphone-Benutzer, das sind ungefähr 35 Prozent der Weltbevölkerung. Auf Deutschland heruntergebrochen, sieht das so aus: knapp 60 Millionen besitzen in diesem Land ein Smartphone. Das sind ungefähr drei Viertel der Bundesbürgerinnen und Bundesbürger. Man kann hier natürlich einwenden, es sei wie bei allen technischen Geräten: Besitzen ist nicht gleich nutzen. Auch ich habe eine Gitarre zu Hause stehen, die nutze ich auch nicht immer, aber ich habe sie.

#### „Eine starke Veränderung“

Die Frage ist also: Wie intensiv benutzen wir unsere Smartphones? Die Antwort ist: sehr intensiv. Wir haben dazu eine Reihe von Studien gemacht. Dazu haben Kollegen aus der Informatik eine kleine App entwickelt, die uns ermöglicht, ein bisschen in die Telefone unserer Probanden und Probandinnen hineinzuspähen. Unsere Probanden und Probandinnen haben uns natürlich ihr Einverständnis gegeben, dass wir das dürfen. Auf diese Weise können wir einen Einblick davon bekommen, was die Leute mit ihren Telefonen machen.

Dabei interessiert uns nicht, was die Leute twittern oder was die Leute ihren besten Freunden schreiben, sondern es geht um ganz allgemeine Fragen: Wie oft schauen sie überhaupt auf ihr Telefon? Wie oft entsperren sie das Telefon, wie oft und wie lange nutzen sie es?

Unsere Probanden waren Studierende. Und sie schauen ungefähr 100 Mal am Tag auf ihr Telefon, sie entsperren ihr Telefon rund 50 Mal. Wenn wir kurz nachrechnen: Als Student schläft man vielleicht acht Stunden pro Nacht, dann gibt es ungefähr alle 10 bis 20 Minuten eine Interaktion mit dem Gerät, bei der es einfach nur eingeschaltet wird. Betrachtet man generell die Nutzungszahlen, zeigt sich – wir hatten hierzu eine große Stichprobe mit 30.000 Personen aus allen Altersgruppen –, dass Leute im Durchschnitt 2,5 Stunden am Tag ihr Telefon nutzen. Das ist der Durchschnitt über alle Altersgruppen hinweg. Ältere Menschen, im Alter von 60, 70 oder 80 Jahren, nutzen ihre Telefone deutlich weniger. Die Jungen, die so um 18 Jahre alt sind oder noch ein bisschen jünger, verbringen circa vier bis fünf Stunden am Tag mit ihrem Smartphone. Wenn man das auf die Woche hochrechnet, sind das zwei bis drei volle Arbeitstage, die Leute mit ihrem Telefon verbringen.

Wenn man mit den Worten von Steve Jobs spricht, ist das doch eine starke Veränderung in unserem alltäglichen Leben, dass die Smartphones, die es vor zwölf Jahren noch nicht gab, plötzlich überall sind.

#### „Gewisse Sogwirkung“

Jetzt können wir uns fragen, was erklärt die Erfolgsgeschichte dieser Telefone? Dazu möchte ich Ihnen zwei Punkte erläutern. Beides hängt mit dem Anwendererlebnis zusammen, wie die Start-up-Leute bei uns in Berlin das nennen. Mit der User-Experience, mit dem ux-design. Erinnert man sich an die Rede von Steve Jobs von 2007 – er sagte, der unfassbare Vorteil des iPhones sei der Touchscreen. Weil wir es damit schaffen, mit unseren Fingern und Multi-Touch-Gesten das Telefon zu bedienen. Das ist intuitiver, besser als mit den alten Knöpfen. Wenn Sie sich an die Blackberrys erinnern, die waren von der Menüführung her etwas schwierig. Mit den Touchscreens wurde alles unfassbar intuitiv.

Die Erklärung dafür aus Ingenieurperspektive ist einfach: Es gibt ein System, das die Evolution über Jahrmillionen in unser Gehirn einprogrammiert hat, nämlich unser motorisches System. Wir haben zwei Arme, wir haben Finger, und so erscheinen uns die Gesten auf Smartphone-Displays ganz natürlich, als wäre es von der Evolution für uns gemacht worden. Das ist aus Hardware-Sicht einer der Erfolgsfaktoren, aus Software-Sicht möchte ich aber noch einen zweiten Punkt hinzufügen: Es gibt noch ein zweites System, in unserem Gehirn, das ebenfalls über Jahrmillionen existiert.

Das wird von den Apps auf Software-Seite ausgenutzt, um uns länger an das System zu fesseln. Das sind die Social-Media-Applikationen, Facebook, Youtube, Twitter, Whatsapp, Snapchat für die Jüngeren von uns, Instagram und so weiter.

Das sind alles Applikationen, für die ich die Hypothese aufstellen möchte, dass sie direkt auf das sogenannte Belohnungssystem in unserem Gehirn einwirken, eine gewisse Sogwirkung entfalten und darauf abzielen, die Nutzer länger an die Telefone zu fesseln. Das ist entweder explizit intendiert von den Herstellern oder ein beiläufiger Effekt. Es ist auf jeden Fall Fakt.

Wenn ich über das Belohnungssystem spreche, sollte ich Ihnen das Belohnungssystem zunächst kurz erklären. Der Fachbegriff für das Belohnungssystem heißt „Seeking“-System – Seeking wie Suchen: Das ist quasi ein Suchsystem, das sich vor Hunderttausenden von Jahren bereits in unseren Gehirnen etabliert hat. Unser Gehirn ist eines der Organe, an dem man die Stammesgeschichte in der Entwicklung ziemlich gut ablesen kann. Man kann gut vergleichen, welche unserer Hirnareale es auch bei anderen Säugetieren gibt. Vor allem die tiefer liegenden Hirnstrukturen sind stammesgeschichtlich sehr alt. Diese sehen wir auch bei anderen Säugetieren und können ziemlich gut erforschen, wie sie genau funktionieren.

### „Starke motivationale Kraft“

Das Belohnungssystem, das Seeking-System, besteht aus drei Teilen. Es fängt ganz tief im Gehirn an, im sogenannten ventralen tegmental Areal, und projiziert Nerven in den sogenannten Nucleus Accumbens (NAcc) und zieht vom Nucleus Accumbens ausgehend in das Stirnhirn hinein. Nucleus Accumbens ist eine Vokabel, die Sie sich merken sollten. Nucleus ist eine Ansammlung von Nervenkerne. Nucleus Accumbens bedeutet liegender Kern.

Der „NAcc“ ist die absolut zentrale Schnittstelle in unserem Belohnungssystem. Wir wissen seit den 1950er Jahren, dass das eine Hirnregion ist, die sehr wichtig für Belohnung ist. Man hat damals Experimente mit Mäusen und Ratten gemacht, deren Gehirne elektrisch stimuliert wurden. Es hat sich gezeigt, dass jedes Mal, wenn man an dieser Stelle das Gehirn stimuliert, die Ratten das scheinbar ganz toll finden. Man kann Ratten nicht fragen, ob sie das toll finden, deswegen muss man es mit einem Trick rausfinden. Der Trick bestand darin: Man nimmt den Knopf und legt ihn zu den Ratten in den Käfig. Dann schaut man, was passiert: Die Ratten sind hingelaufen und aus Versehen an den Knopf gekommen. Von da an ist die Ratte eine andere, sie drückt immer weiter auf den Knopf. Das ist erst

ganz hübsch anzusehen. Aber in dem Moment merkt man auch, dass die Ratte nicht mehr trinkt, nicht mehr schläft, nicht mehr isst. Sie guckt nicht mehr nach den Artgenossen.

Und dann sollte man das Experiment abbrechen. Das zeigt die starke motivationale Kraft von Aktivität in diesem Teil des Gehirns.

Man hat das Experiment auch beim Menschen wiederholt, nicht als Versuch, sondern, bei medizinisch notwendigen Operationen am offenen Gehirn. Man hat versucht, die Ergebnisse aus dem Tierversuch zu replizieren. Und es ist in der Tat so, dass Menschen, die an der Stelle, am Nucleus Accumbens elektrisch stimuliert wurden, sagen, es sei das Schönste, was ihnen jemals passiert sei.

### „Soziale Unterstützung“

Wir haben dieses Zentrum natürlich nicht im Gehirn, damit irgendwelche dubiosen Wissenschaftler mit Elektroden daran herumspielen, sondern das Ganze hat eine stammesgeschichtliche Bedeutung, die für unser eigenes Überleben notwendig ist. Dieses Belohnungssystem ist Teil des Suchsystems, des Seeking-Systems, und gerade die Verbindungen, die vom Nucleus Accumbens ausgehend in das Stirnhirn hineinprojizieren, sind die Teile unseres Nervensystems, die für motivationales Verhalten verantwortlich sind. Motivationales Verhalten bedeutet, diese Teile meines Gehirns sind dafür verantwortlich, dass ich morgens aus dem Bett und zur Arbeit komme, weil ich morgens wach werde und sage, heute schaffe ich was. Das ist meine Motivation, das leistet mein Seeking-System.

Rein evolutionär gesehen, ist es dafür angelegt worden zu erreichen, dass ich Nahrung finde, dass ich Schutz erhalte, dass ich vielleicht eine Partnerin oder einen Partner finde, dass ich soziale Unterstützung bekomme, dass ich meine Umgebung erkunde. Dazu ist mein Seeking System da. Immer dann, wenn ich etwas Tolles bekomme, wenn ich ein leckeres Essen bekomme, wenn ich meine Frau sehe, immer dann feuert mein Belohnungssystem und sagt mir, du machst etwas richtig, versuche, mehr davon zu bekommen. Das ist unser Belohnungssystem.

Ich stelle das in diesem Umfang vor, weil ich eine Reihe von Studien referieren möchte, die in den vergangenen Jahren gemacht worden sind, bei denen untersucht wurde, was mit unserem Belohnungssystem passiert, wenn wir uns mit Social Media und Facebook beschäftigen oder wenn wir generell gern Facebook benutzen. Die Studien, die ich Ihnen vorstelle, sind allesamt mit MRT gemacht worden. MRT steht für Magnetresonanztomo-



graphie. Das Gerät ist ein Hirnscanner; die Probandinnen und Probanden legen sich auf eine Liege, werden in den großen Magnetraum hineingefahren, man sieht dann das Gehirn, zwar nur in schwarz-weiß, dafür aber gestochen scharf in einer eindrucksvollen anatomischen Auflösung.

Das heißt, wir können das Gehirn vermessen, wir können schauen, wie groß einzelne Teile des Gehirns sind. Und wir können auch die Aktivität des Gehirns nachverfolgen, also sehen, wo im Gehirn gerade vermehrt Nervenzellen aktiv sind, wo sich im Gehirn Nervenzellen vermehrt anstrengen und bestimmte Dinge verarbeiten. Mit dieser Methode haben wir uns dem Thema Smartphone genähert. Der Nucleus Accumbens als zentrale Schnittstelle unseres Belohnungssystems soll jetzt auch der Star der nächsten Studien sein.

### „Experimentelle Bedingungen“

In der ersten Studie haben sich die Autorinnen und Autoren zwei verschiedene Verhaltensweisen angeschaut, die mit Belohnungen zu tun haben. Einmal ist das, wenn wir unverhofft Geld gewinnen. Das andere Mal geht es um soziale Belohnung. In der Studie wurden zwei experimentelle Bedingungen realisiert. In der ersten wurden den Probandinnen und Probanden Spielkarten gezeigt, und sie sollten eine auswählen. Und sobald sie sie umgedreht hatten, konnten sie lesen, ob sie Geld gewonnen oder verloren hatten. Geld ist ein starker sekundärer Verstärker, mit dem wir uns fast alle anderen Verstärker kaufen können. Deswegen freuen sich Leute, wenn sie Geld bekommen. Das sieht man auch im Ausschlag im Nucleus Accumbens, im Belohnungssystem.

In der zweiten Versuchsbedingung sind die Probandinnen und Probanden angehalten worden, Bilder von sich selbst mitzubringen. Wenn ich Proband gewesen wäre, hätte ich ein vorteilhaftes Foto von mir selbst mitgebracht. Dann wurde den Probanden erzählt, dass andere Leute ihre Fotos bewertet hätten und dass sie entweder gesagt hätten, dass die Person auf dem Foto zum Beispiel ehrlich aussehe. Oder dass die anderen Leute sie mit eher negativen Ausdrücken versehen hätten, also dass die Person zum Beispiel eher naiv wirke. Während die Probanden im Scanner lagen, bekamen sie ihre eigenen Bilder und die Bilder anderer Nutzer gezeigt, mit den entsprechenden Attributen dazu. Es wurde entweder gesagt, dass die Leute finden, die Versuchsperson sähe nett aus, oder die Leute finden, dass du ein bisschen sketchy aussiehst.

Ich möchte daran erinnern, dass der Nucleus Accumbens die zentrale Struktur unseres Belohnungssystems ist. Wir sehen, dass in beiden Bedingungen - wenn ich Geld geschenkt bekomme, aber auch, wenn ich positive

soziale Bewertungen erhalte - die Aktivität des Nucleus Accumbens nach oben geht. Das Ganze kann man so interpretieren, dass das Belohnungssystem auf diese beiden Reize reagiert. Der besondere Clou an der Studie ist, dass die Probandinnen und Probanden vorher gefragt worden sind, wie intensiv sie Facebook nutzen. Das Spannende war, dass man aus der Aktivität im Nucleus Accumbens, im Belohnungssystem, in Reaktion auf die soziale Verstärkung, aber nicht auf die Geldbelohnung, vorhersagen konnte, wie viele Stunden pro Woche die Leute Facebook nutzen. Das bedeutet, dass an der Aktivität des Belohnungssystems in Reaktion auf soziale Verstärkung abgelesen werden kann, wie viel Zeit jemand auf Facebook verbringt. Das ist ein sehr spannender Befund.

### „Simuliertes Instagram-Spiel“

Das war die erste Studie im Feld, die das untersucht hat. Wenn es eine Studie gibt, ist die Forscherfrage ja immer die, ob sich das Ergebnis generalisieren lässt, ob man das vielleicht noch einmal herausfinden kann. Deshalb habe ich Ihnen noch zwei andere Studien mitgebracht, die das Ganze mit einem simulierten Instagram-Spiel unterstrichen haben. Die Probandinnen und Probanden waren hier eine Gruppe von College-Studenten, also von jungen Erwachsenen, sowie eine Gruppe Heranwachsender. Bei beiden Gruppen zeigten sich ähnliche Ergebnisse.

In der Studie sollte Instagram simuliert werden. Instagram, das auch zum Facebook-Konzern gehört, ist eine Plattform, auf der Leute Fotos hochladen, Fotos teilen und Fotos bewerten können. Die Probanden waren angehalten, zu dem Experiment Fotos von ihrem eigenen Instagram-Account mitzubringen. Die Fotos wurden den Versuchspersonen gezeigt, während sie im MRT-Scanner lagen. Es wurde ihnen - getäuscht, gefakt, wissenschaftlich manipuliert - gezeigt, wie viele andere Nutzer den „Gefällt-mir-Daumen“ gedrückt hatten, also ein Like gegeben haben. Es zeigte sich, wenn ich im Scanner liege und meine eigenen Bilder sehe, die viele Likes bekommen haben im Vergleich zu Bildern mit wenigen Likes, dass dann genau in derselben Region, dem Nucleus Accumbens, der Schnittstelle unseres Belohnungssystems, die Aktivität nach oben geht. Das heißt, wir freuen uns ganz besonders, wenn unsere eigenen Bilder gelikt werden; das hat eine ganz starke Wirkung auf unser Belohnungssystem.

In einer weiteren Studie wurden Menschen befragt, wie intensiv sie Facebook nutzen. Da waren Fragen dabei wie zum Beispiel, „Wie oft fällt es dir schwer, Facebook zu beenden, wenn du einmal online bist?“ Eine andere Frage lautete, „Wie oft schläfst du zu wenig, weil du zu lange auf Facebook geblieben bist?“ Die Fragen

zielen nicht nur auf die reine Nutzung, sondern es geht auch um eine exzessive Nutzung. Herausgefunden hat man, dass das Volumen des Nucleus Accumbens (nicht die Aktivität), sondern die Größe der Struktur, die Ansammlung der Nervenkerne, umso kleiner ist, je mehr Zeit die Leute auf Facebook verbringen oder je stärker sich diese Facebook-Symptome zeigen. Wir sehen sogar auf anatomischer Ebene in unserem Gehirn: Unser Belohnungssystem scheint zu schrumpfen, wenn wir uns viel mit Facebook beschäftigen.

Die letzte Studie, die ich Ihnen vorstellen möchte, haben meine Kollegen und ich vorgelegt. Wir haben unsere App benutzt, die Menthal heißt. Diese App haben wir auf den Telefonen unserer Probandinnen und Probanden installiert. Die App schneidet eine ganze Reihe von bestimmten Variablen mit, zum Beispiel wie oft die Leute das Telefon entsperren, wie oft sie welche Apps nutzen. Wir haben unsere Studie wiederum auf Facebook konzentriert, das heißt, wir haben geschaut, wie oft die Leute am Tag Facebook öffnen, also wie oft sie auf Facebook ihren Status checken, etwas posten, und wie lange sie letztendlich Facebook nutzen. Das Ganze haben wir über einen Zeitraum von fünf Wochen beobachtet, fünf Wochen lang hat die App laufend auf unseren Server übermittelt, wie oft und wie lange unsere Probandinnen und Probanden Facebook nutzen.

### „Motiviertes Verhalten“

Am Ende dieser Fünf-Wochen-Periode haben wir die App deinstalliert und unsere Probanden zu einer MRT-Untersuchung eingeladen. Wir kamen zum gleichen Ergebnis wie die anderen Studien. Je mehr Facebook jemand nutzt, desto kleiner ist der Nucleus Accumbens, desto stärker scheint unser Belohnungssystem zu schrumpfen.

Das heißt, wir haben im Endeffekt zusammen mit dieser Studie fünf verschiedene Studien, die bis jetzt auf den Markt gekommen sind, die genau einen Zusammenhang zu verdeutlichen scheinen: Social Media, insbesondere Facebook, nimmt – wahrscheinlich über den Like-Button, über die soziale Verstärkung – einen sehr starken Einfluss auf unser Belohnungssystem. So stark, dass man dies auf neuroanatomischer und auf neurophysiologischer Basis nachweisen kann.

Die nächste Frage ist, wie sieht es mit der Motivation aus? Ich hatte Ihnen gesagt, dass unser Belohnungssystem ein Multi-Purpose-System ist. Das haben wir nicht nur, damit bestimmte Verhaltensweisen belohnt werden oder damit wir uns gut fühlen, sondern unser Belohnungssystem ist auch dazu da, dass wir versuchen, bestimmte Dinge in der Welt aufzusuchen. Das heißt, wir sollen bestimmte Dinge als Belohnung wahrnehmen.

Inwieweit nutzen wir unser Belohnungssystem, um motiviertes Verhalten zu zeigen?

Auch dazu eine Untersuchung, es ist eine meiner Lieblingsstudien. Man hat Studentinnen und Studenten zum Experiment eingeladen und hat sie gebeten, nüchtern, also ohne vorher etwas zu essen, zum Experiment zu kommen. Dann hat man ihnen gesagt, dass die ersten drei Stunden erst einmal gar nichts geschieht, sondern dass sie erst einmal ihre Hausaufgaben machen sollen. Konkret: Die Probanden saßen drei Stunden da, machten Hausaufgaben, haben trotz ihrer leeren Mägen nichts zu essen bekommen. Zu Beginn des Experiments wurden sie zudem gebeten, die Telefone auszumachen und abzugeben. Das heißt, die Leute hatten drei Stunden lang weder etwas zu essen noch ihre Smartphones.

### „Zeit und Energie“

In der Pause hat man ihnen dann angeboten, dass sie auf zwei Computern Aufgaben lösen können. Man hat ihnen gesagt: Wenn ihr an dem einen Computer arbeitet, könnt ihr für je fünf Minuten, die ihr dort arbeitet, euer Smartphone für eine Minute bekommen. Wenn ihr an dem anderen Computer arbeitet, bekommt ihr für je fünf Minuten, die ihr dort arbeitet, ein Stück von einem Schokoladenriegel. Die Probanden mussten sich entscheiden, ob sie für ihr Telefon oder für etwas zu essen arbeiten wollten. Sie wussten auch, dass sie danach noch einmal eine Stunde Hausaufgaben machen mussten. Es war also nicht so, dass sie annehmen konnten, ich bekomme mein Telefon zurück und gehe dann in die Mensa. Sie wussten, sie haben die Chance, entweder ihr Telefon für einige Minuten zurück zu bekommen oder etwas zu essen zu erhalten.

Das Ergebnis: Die Studenten haben fast die ganze Zeit damit verbracht, an dem Smartphone-Computer zu arbeiten. Es war ihnen egal, dass sie nichts zu essen bekamen, Hauptsache, sie bekamen ihr Telefon zurück. Wenn wir darüber nachdenken, dass unser Belohnungssystem ein altes evolutionäres System ist, um auch über Nahrung unser Leben zu sichern, dann ist das doch ein deutlicher Hinweis dafür, dass wir doch viel Zeit und Energie aufbringen, um unser Telefon wieder zu bekommen, also ein motiviertes Verhalten in Richtung unserer Telefone zeigen.

Wenn wir über Belohnung und über Motivation sprechen und somit uns mit dem Belohnungs- und Motivationsystem im Gehirn befassen, gibt es noch eine Frage, mit der wir uns beschäftigen sollten. Das ist die große Frage nach der Sucht. Sucht ist eine bestimmte Art von Verhaltensweise, die klinisch relevant ist. Leute fangen an, exzessiv eine bestimmte Substanz zu konsumieren oder ein bestimmtes Verhalten zu zeigen. Sie tun das

auch, wenn es negative Konsequenzen hat, wenn sie sich viel zu lange damit beschäftigen und darüber wichtige soziale und berufliche Dinge vernachlässigen. Das ist die allgemeine Definition von Sucht.

Warum Sucht in diesem Zusammenhang so relevant wird, ist die Tatsache, dass ungefähr alle Drogen, die Abhängigkeitspotenzial haben, direkt oder indirekt auf unser Belohnungssystem wirken. Das fängt mit harmlosen Dingen wie den legalen Drogen an. Alkohol oder Nikotin wirken auf unser Belohnungssystem. Ebenso Cannabis, Heroin, Kokain, Amphetamine, die ganze Palette wirkt auf unser Belohnungssystem. Die abhängigkeitsinduzierende Wirkung, die mit diesen Substanzen verbunden ist, entfaltet sich, weil sie ein so starkes motivationales Signal an unser Belohnungssystem senden.

### „Bestimmte Form der Abhängigkeit“

Man kann sich fragen, was hat die Nutzung meines Smartphones mit Drogen zu tun? Das ist ja eine Verhaltensweise und keine psychopharmakologische Substanz. Wir kennen aber eine Reihe von verhaltensbezogenen Süchten in der Literatur, die mittlerweile anerkannt sind – wie beispielsweise die Spielsucht, Onlinewetten oder auch Shoppingsucht. Es gibt tatsächlich Menschen, die zwanghaft spielen, die ihr ganzes Hab und Gut verspielen und sich völlig verschulden. Das ist eine bestimmte Form der Abhängigkeit. Man kann sich folglich fragen, ob es sein kann, dass unsere Telefone, Apps, Social Media uns nicht nur viel Spaß machen und so viel Zeit kosten, sondern irgendwann so attraktiv werden, dass wir nichts anderes mehr machen können oder wollen.

Wir alle haben wahrscheinlich Smartphones. Ich habe ein Smartphone, und ich will es nicht mehr missen. Ich will an dieser Stelle nicht pathologisieren, Ihnen dennoch zwei Studien vorstellen, die den Zusammenhang Smartphone und Sucht untersuchen.

Die erste Studie hat sich mit Facebook-Suchtsymptomen beschäftigt. Den Probanden wurde ein Fragebogen vorgelegt mit den kompletten Diagnosekriterien für Alkoholabhängigkeit und das Wort „Alkohol“ durch „Facebook“ ersetzt. Die Probanden haben beim Ausfüllen des Fragebogens angegeben, wie viele Abhängigkeits-symptome sie letztendlich für Facebook zeigen. Dann sind die Leute zur MRT-Studie gekommen. Im MRT-Scanner wurden ihnen verschiedene Schilder gezeigt, normale Verkehrsschilder, dazwischen hin und wieder auch das Facebook-Schild. Die Probanden sollten eine Taste drücken und signalisieren, ob es sich um ein Verkehrsschild handelte. Bei dem Facebook-Schild sollten sie keine Taste drücken. Jedes Mal, wenn das Facebook-Schild kam, sah man, dass die Aktivität im

Belohnungszentrum nach oben schoss, ein bisschen wie in den vorherigen Studien, die ich bereits referiert habe.

Das Interessante daran ist, dass nicht bei allen Probanden das Belohnungssystem so heftig ansprang. Der Effekt war bei jenen minimal ausgeprägt, die wenige Facebook-Suchtsymptome hatten. Leute, die massive Facebook-Suchtsymptome haben, zeigten sehr starke Effekte. Das heißt, wir sehen hier auch einen Zusammenhang der Stärke von sogenannten Facebook-Suchtsymptomen und der Reaktivität unseres Belohnungssystems.

### „Psychologische Entzugssymptome“

In der letzten Studie, die ich Ihnen dazu vorstellen möchte, hatten sich die Forscher zwei Gruppen von Leuten angeschaut: Menschen, die im Vorfeld von besonders starken Facebook-Suchtsymptomen berichtet hatten und eine Kontrollgruppe mit niedrigen Suchtsymptomen. Zu Beginn des Experiments mussten alle ihre Telefone abgeben. Nach einer gewissen Zeit befragte man die Probanden zu ihren Entzugssymptomen. Bei den Entzugssymptomen reden wir jetzt nicht über die körperlichen Entzugerscheinungen, die man von Alkohol- und Zigarettenentzug kennt, sondern über die psychologischen Entzugssymptome, also dass man an gar nichts anderes mehr denken kann als an das Smartphone, dass das ganze Denken präokkupiert ist mit meinem Telefon, das man sofort und unbedingt wieder haben will, dass man ängstlich wird, weil es nicht da ist. Danach wurden die Leute befragt. Das Ergebnis: Die Suchtsymptom-Werte der intensiven Smartphone-Nutzer waren in den Selbstberichten nach oben gegangen.

Die Methode mit den Selbstberichten ist ein bisschen kritisch zu sehen. Probanden können, aus welchen Gründen auch immer, versuchen, sich anders darzustellen, als sie sind. Deswegen ist es gut, wenn man die Möglichkeit hat, noch einmal mit einem objektiveren Maß an die Sache heranzugehen. Deshalb haben die Autoren der Studie Stresshormone im Blut gemessen. Stresshormone, wie zum Beispiel Cortisol, werden ausgeschüttet, wenn wir in einer Situation sind, die uns irgendwie aktiviert und nahegeht. Man weiß auch, dass Menschen, die abhängig von bestimmten Substanzen und auf Entzug sind, eine starke körperliche Stressreaktion zeigen. Genau das konnte man in dieser Studie bei Hoch-Smartphone-Nutzern, denen man die Telefone abgenommen hatte, zeigen. Sie haben nicht nur von Entzugssymptomen berichtet, sondern die, die verstärkt von Entzugssymptomen berichtet haben, zeigten eine verstärkte Ausschüttung von Stresshormonen.

Ein dritter Untersuchungsschritt war dann das MRT: Hier hat man nach der Verbindung im Gehirn zwischen dem Nucleus Accumbens und dem Stirnhirn, also dem

Teil des Belohnungssystems, der in den motivationalen Teil übergeht, geschaut. Dort hat sich die Konnektivität verändert und zwar in Relation dazu, wie stark die Leute von Abhängigkeitssymptomen berichtet haben. Wir haben dort auch wieder einen Zusammenhang gezeigt, dass wahrscheinlich – das ist jetzt meine küchenpsychologische Interpretation – das Belohnungssystem umso lauter nach dem Telefon schreit, je stärker die Entzugssymptome sind.

### „Bestimmte Verstärkungsmuster“

Zusammenfassend lässt sich sagen: In den zurückliegenden zwölf Jahren, seit die Smartphones auf den Markt gekommen sind, fand eine Revolution statt. Mehr als ein Drittel der Weltbevölkerung und Zwei Drittel der Bevölkerung in diesem Land und ein Großteil in der Europäischen Union haben und nutzen diese Telefone, zum Teil exzessiv. Exzessiv heißt, mehrere Stunden am Tag. Vor allem Social Media scheinen der Trigger für die Nutzung zu sein. Wenn man schaut, was Menschen auf ihren Telefonen machen, ist es nicht, dass sie Musik hören oder einfach nur Nachrichten lesen oder auf Google Maps ihren Weg finden, sondern sie sind vor allem damit beschäftigt, mit ihren Freunden zu chatten, auf Social Media abzuhängen und dort irgendwas zu posten, online zu stellen, Beiträge zu liken und so weiter. Das ist das, womit sich Leute hauptsächlich zu beschäftigen scheinen, wenn sie ihr Smartphone exzessiv nutzen.

Unser Belohnungssystem ist ein System, das unserem Gehirn von der Evolution mitgegeben wurde, und das besonders anfällig ist für bestimmte Verstärkungsmuster. Wir beobachten, dass Social Media und bestimmte Smartphone Apps genau diesen Mechanismus auszunutzen scheinen, um die Leute länger auf die App, länger auf die Plattform, länger ans Telefon zu binden. Eine Reihe von Studien, die unter kontrollierten wissenschaftlichen Bedingungen genau diesen Zusammenhang untersucht haben, bestätigen das. Social Media, Facebook und ähnliche Applikationen haben damit eine ähnliche Wirkung wie manche Drogen. Ohne überpathologisieren zu wollen, gibt es Indikationen dafür, dass bei manchen Menschen unter bestimmten Bedingungen die Nutzung ihrer Smartphones so exzessiv werden kann, dass es pathologisch zu nennen ist.

Doch die internationale Klassifizierung von Diagnosen der Weltgesundheitsorganisation ICD (International Statistical Classification of Diseases and Related Health Problems) hat diese Problematik noch nicht erfasst. Ohne Eintrag ins ICD kann man keine Diagnose stellen,

nicht mit der Krankenkasse abrechnen. Damit sind die Therapiemöglichkeiten eingeschränkt. Was allerdings in der neuen Auflage des ICDs erscheinen wird, ist Internet Gaming Disorder als neue mögliche Störung.

Internet Gaming Disorder bezeichnet die Störung, die vorliegt, wenn Leute exzessiv nachts wach bleiben, um Computerspiele online zu spielen und deshalb Suchtsymptome auslösen. Es gibt zumindest auf Forschungsebene eine erste Störungskategorie, in der man versucht, Online-Verhalten zu beschreiben. Man sagt damit nicht, dass es eine Internetsucht sei, sondern es ist eine Internet-Gaming-Sucht. Genauso könnte man überlegen, ob es vielleicht auch andere Inhalte im Internet oder auf den Smartphones gibt, die bestimmte suchtähnliche Mechanismen erzeugen könnten. Das könnten zum Beispiel Social-Media-Kommunikationskanäle wie Facebook, Whatsapp, Instagram und so weiter sein.

### „Smartphone-Kommunikationsstörung“

Der Begriff, der in der Literatur diskutiert wird, wäre Smartphone-Kommunikationsstörung, Smartphone Communication Disorder. Damit müssen wir uns in der Zukunft, in unserem Fach, in der Wissenschaft auseinandersetzen. Smartphones gibt es seit zwölf Jahren, das heißt, in ungefähr fünf Jahren wird es junge Erwachsene geben, die ihr komplettes Leben mit diesen Geräten zumindest konfrontiert waren, damit interagiert haben. Das ist eine neue Lebensrealität. Wir hier im Saal erinnern uns alle noch an die Prä-Smartphone-Zeit, aber bald wird es Menschen geben, die das nicht mehr tun.

Wir sollten aufpassen, dass uns nicht ein riesengroßes Problem überrascht, wie es zum Beispiel in manchen Teilen von Asien der Fall war, wo das Internet-Gaming-Konzept herkommt. Dort hat man irgendwann feststellen müssen, dass es sehr viele Jugendliche gibt, die nur noch vor dem Computer hängen und spielen. Die Lektion daraus: Wachsam mit einem vernünftigen Blick in die Zukunft schauen. Smartphones erleichtern vieles im Alltag, schaffen neue Möglichkeiten, aber sie bergen auch gewisse Gefahren. Und wie wir uns als Gesellschaft darauf geeinigt haben, dass es okay ist, mal ein Bier zu trinken, dass es aber nicht okay ist, Alkoholiker zu sein, könnten wir uns ähnliche Kriterien für die Smartphone-Zeit überlegen.

\*

*Sebastian Markett ist Professor für Molekulare Psychologie an der Humboldt Universität zu Berlin.* ■

## „Digitales Proletariat“

### Markus Gabriel über Digitalisierung, Logik und das menschliche Denken

Gerne würde ich an den Vortrag von Sebastian Markt anknüpfen, fange aber anders an, obwohl es um ähnliche Dinge geht, nämlich um soziale Medien. Insbesondere geht es um die Frage, was es eigentlich bedeutet, dass etwas „sozial“ ist. Inwiefern verdienen die sogenannten sozialen Medien den Ausdruck „sozial“?

Alles was ich sage, wäre sicherlich so formulierbar, dass wir uns darüber unterhalten könnten, was das für die operationalisierbare Testbarkeit, zum Beispiel unter experimentellen Bedingungen, wie Sebastian Markt sie vorgestellt hat, bedeuten würde. Aber das deutet ich nur an, darum wird es im Einzelnen nicht mehr gehen, auch wenn das sicherlich ausgesprochen spannend wäre.

#### „Systemische Strategien“

Heute morgen war ich noch für ein Gespräch mit Andreas Weigend zusammen, der auch dem Digitalrat der Bundesregierung angehört, unter anderem Chief Scientist bei Amazon war und neben der Bundesregierung Unternehmen berät. Da kam das Thema Addiction auf. Darüber haben wir uns lange unterhalten, und es wäre sehr viel dazu zu sagen. Zum Beispiel, dass die kalifornischen Unternehmen nicht nur zufällig technologische Errungenschaften erstreiten, sondern seit eh und je mit Neurowissenschaftlern zusammenarbeiten, aber auch mit Kunsthistorikern. Auch Steve Jobs hat über einen langen Zeitraum kunsthistorische Vorlesungen besucht. Das heißt, das Wissen über den Menschen, von dem wir eben einen Ausschnitt gehört haben, wird direkt in kontrollierte systemische Strategien eingespeist, um Abhängigkeiten zu generieren.

Da gibt es also einen interessanten Feedback Loop, so dass wir uns auch darüber unterhalten müssen, was es für die Gesellschaft bedeutet, wenn wir als demokratischer Rechtsstaat Informationen wissenschaftlicher Art an Unternehmen weiterleiten, deren demokratische Legitimität bei genauerem Hinsehen zumindest nicht selbstverständlich ist. Und das gilt nicht nur für unsere US-amerikanischen Freunde, wie sie früher hießen, sondern natürlich auch für unsere Freunde, wenn wir sie denn so nennen wollen, aus der Volksrepublik China.

Es geht heute um den Begriff der Personalisierungsmaschine. Ich möchte einige Gedanken aus meinem Buch „Der Sinn des Denkens“ darüber vorstellen, was philosophisch gesehen Digitalisierung eigentlich ist. Der Ausdruck Digitalisierung bezeichnet allerlei irgendwie zusammenhängende technologische Umwälzungen

vom Internet bis Smartphone, paradigmatisch Industrie 4.0, Internet der Dinge und so weiter. Digitalisierung bezeichnet einen gigantischen Prozess, der sehr viele Facetten hat, von dem nicht ganz klar ist, ob dies ein einziger Prozess ist. Aber dennoch gibt es etwas, was wir als die Digitalisierung ansprechen. Dabei gibt es meines Erachtens auch einen gemeinsamen Nenner. Darüber möchte ich jetzt sprechen, insbesondere mit dem Fokus auf die Personalisierungsmaschine.

Ich beginne mit einer Überlegung darüber, was Künstliche Intelligenz ist. Zunächst einmal möchte ich erklären, was Intelligenz ist, oder wie ich den Ausdruck verwende. Dann möchte ich zeigen, was daran künstlich sein könnte, um festzustellen, dass es eigentlich gar keine Künstliche Intelligenz gibt außer unserer eigenen.

#### „Wir sind der Terminator“

Wir sind die Künstliche Intelligenz, das ist die erste These. Die zweite These: Wir sind durch die Digitalisierung massiv intelligenter geworden. Die berühmte Singularität und Intelligenz-Explosion, die von unseren Smartphones erwartet wird, findet statt. Wir suchen nur an der falschen Stelle, wenn wir glauben, dass der Terminator kommt. Wir sind der Terminator. Und wir sollten nicht vergessen: Der Terminator wird von Arnold Schwarzenegger gespielt. Er ist ein Mensch. Sie haben noch nie einen Terminator gesehen, gesehen haben Sie Arnold Schwarzenegger, der den Terminator spielt.

Und in der berühmten US-Serie „Westworld“ sehen Sie auch keine von den Menschen unterscheidbaren Roboter, sondern Menschen, die so tun, als wären sie Roboter. Das ist die Kunst dieser Serie, das ist der Schlüssel zur ganzen Sendung „Westworld“.

Zur zweiten Staffel ist übrigens zu sagen: Man stellt fest, der ganze Themenpark ist auch nur eine Veranstaltung, um Kundendaten zu generieren und auf diese Weise ihre Persönlichkeit auf Lochkarten zu speichern und auf künftigen Robotern zu implementieren, so dass endlich die Unsterblichkeit erreicht wird. Wenn Sie sich dies anschauen, sehen Sie nicht, dass Sie keinen einzigen Roboter sehen. Sie werden auf diese Weise, darum wird es bei dem Thema Personalisierungsmaschine gehen, zum Opfer Ihrer eigenen, falschen Vorstellung von sich selbst werden. Das ist Digitalisierung! Wir werden zum Opfer unserer falschen Vorstellung von uns selbst, während wir gleichzeitig sehr viel intelligenter werden. Auf der einen Seite ein Aufstieg, das werde ich gleich begründen, und gleichzeitig ein Abstieg.

Das ist ein Antagonismus. Jetzt beginnen wir, erfreulicherweise gerade noch rechtzeitig, danach zu suchen, wie wir diesen Antagonismus austarieren können. Da gibt es verschiedene Maßnahmen, natürlich pädagogische, neurowissenschaftlich informierte, institutionelle, also Regulieren. Es gibt sehr viele Maßnahmen des Austarierens. Damit haben wir gerade erst begonnen. Um richtig zu tarieren, müssen wir verstehen, was wir tarieren wollen.

### „Intelligenz ist Problemlösungsfähigkeit“

Erste These: Wir werden immer intelligenter. Dazu stelle ich Ihnen vor, wie ich den Ausdruck Intelligenz verwenden möchte: Intelligenz ist die Fähigkeit, ein Problem oder eine bestimmte Art von Problemen in einem bestimmten Zeitraum zu lösen. Deswegen werden Intelligenztests in einem bestimmten Zeitraum durchgeführt. Man sagt nicht, hier ist ein IQ-Test, nehmen Sie sich die Zeit Ihres restlichen Lebens und machen Sie damit, was Sie wollen und wenn Sie fertig sind, reichen Sie Ihre Antworten bitte ein. Dann wären wir alle Genies, wir würden alle Google fragen und Telefon-Joker verwenden.

Das heißt, da IQ-Tests unter anderem von Psychologen entwickelt werden, wissen die, dass man idealisierte Bedingungen herstellen muss. Man muss also sehen, welche Art von Problem Sie in einem eigens dafür definierten Zeitraum lösen können. Intelligenz ist Problemlösungsfähigkeit relativ zu einem begrenzten Zeitraum. Das hat wiederum etwas mit Lebewesen und Evolution zu tun. Denn kein Problem, das Sie jemals lösen, ist eines, für das Sie unendlich viel Zeit haben. Sie haben immer sehr wenig Zeit, und zwar höchstens so viel Zeit, wie vergehen muss, ehe Sie sterben.

Deswegen sind Sie intelligenter in der Lösung des Problems „wie komme ich morgens zu meinen Kaffee“, wenn Sie eine Nespressokapsel verwenden, als wenn Sie eine langwierige Kaffeeprozedur machen. Es sei denn, Sie wollen ein ganz anderes Problem lösen. Wenn Sie das Problem lösen wollen „wie kriege ich möglichst schnell Koffein, um zu arbeiten?“ werden Sie ein Nespresso-System verwenden und abwägen. Sie wollen anscheinend nicht gleichzeitig das Problem lösen, wie Sie dem Klimaschutz helfen, sonst würden Sie den Kaffee durch den Filter laufen lassen. Das heißt, die Nespresso-Maschine macht Sie buchstäblich in einer Hinsicht intelligenter und in einer anderen Hinsicht nicht. Alles hängt davon ab, welches Problem Sie lösen wollen.

Und unsere digitalen Apparate, unsere Infosphäre, wie das der Philosoph Luciano Floridi in seinem Buch „Die 4.

Revolution“ genannt hat, hilft uns, sehr viele Probleme beeindruckend viel schneller zu lösen.

„Wann ist denn etwa Napoleon geboren?“ Wikipedia ist zwar nicht sehr zuverlässig, aber eine Antwort auf die Frage, wann Napoleon geboren wurde, kriegt es hin. „Wo ist der nächste Starbucks?“, „Wann fährt mein Zug?“. Das können Sie alles sehr viel schneller lösen, als wenn Sie die Gelben Seiten verwenden müssten. Das heißt, Sie werden hinsichtlich der Lösung dieser Probleme intelligenter.

### „Mehr arbeiten in weniger Zeit“

Das hat die folgende, ganz einfache Konsequenz für unsere Arbeitswelt, das können Sie auch messen: Der wirtschaftliche Aufschwung in Deutschland, den wir in den vergangenen zwölf Jahren beobachten konnten, ist nicht nur der Bundeskanzlerin und ihren verschiedenen Regierungen zu schulden, sondern auch dem Umstand, dass Sie mehr arbeiten können in weniger Zeit. Sehr viel mehr, weil Sie viel mehr Probleme in viel kürzerer Zeit lösen können. Wenn Sie in die Bibliothek müssen, um in einer Fachzeitschrift nachzuschlagen, die in der Regel ausgeliehen ist, dauert es sehr viel länger, bis Sie Ihren wissenschaftlichen Aufsatz geschrieben haben.

Genauso machen die bildgebenden Verfahren unsere Psychologen und Neurowissenschaftler wiederum intelligenter, weil sie schneller Probleme lösen können, die man vorher hätte anders lösen müssen. Die experimentelle Psychologie des 19. Jahrhunderts war durchaus beeindruckend, hatte aber natürlich einen Mangel an technologischer Apparatur und deswegen ging die Sache langsamer voran. Das ist also der Sinn, in dem uns die Infosphäre buchstäblich intelligenter macht, wenn das unser Maß ist.

Wenn wir uns fragen „sind wir intelligentere Leser komplexer Literatur?“, dann ist das damit noch nicht gegeben. Dann kommt der Verdacht auf, vielleicht macht die Beschäftigung mit den Smartphones und eine bestimmte Leseerfahrung uns weniger intelligent. Den ganzen „Don Quijote“ auf Spanisch zu lesen, erfordert eine Art von Aufmerksamkeit und Investition, die wir vielleicht gar nicht mehr bereit sind einzugehen, weil die neue Staffel von „Black Mirror“ läuft. Das heißt, vielleicht macht es uns zu dümmeren, weniger intelligenten Quijote-Lesern, aber zu besseren „Black Mirror“-Interpreten.

Intelligenz ist nicht ein Maß, das Sie unabhängig von den Problemen, die es zu lösen gilt, definieren können. Sie können nicht sagen, an sich sind Menschen intelligent, wenn sie bestimmte Tätigkeiten ausüben, sondern Sie brauchen wiederum einen ganzen anderen

Kriterienkatalog, nicht Intelligenz. Mit anderen Worten: Intelligenz kann uns sehr dumm vorkommen. Wenn Sie intelligent in einer bestimmten Tätigkeit sind, kann das jemand anderem sehr dumm vorkommen, weil die andere Person glaubt, diese Tätigkeit auszuüben sei als solches schon dumm. Das heißt noch lange nicht, dass Sie nicht intelligenter sind.

Deswegen ist Donald Trump nicht ganz ironisch, wenn er sagt, er sei ein Genie. Schauen Sie einmal, wie viele Probleme relativ zu einem bestimmten Zeitraum der 45. Präsident der Vereinigten Staaten wie schnell löst. Das meint er, wenn er sagt, er sei ein Genius. Schauen Sie mal, wie schnell er das macht. Das ist die Maßeinheit, derer er sich bedient. Das ist eine faktische Intelligenz-Explosion, nach diesem Maß. Das dürfen wir nicht unterschätzen. Das ist Teil dessen, was uns auch süchtig macht.

### „Gigantische Umstrukturierung“

Wir lösen Probleme schneller und die Art von Problemen, die wir als Lebewesen zu lösen geneigt sind, sind die, die mit unserem Überleben zu tun haben. Sie haben Hunger, Sie kriegen schneller das Essen. In China – ich war gerade in Shanghai, es ist immer ein gutes Experiment zu erleben, wie weit die technologische Umgebung woanders ist – können Sie inzwischen Ihren Kaffee in die U-Bahn bestellen. Das heißt, Sie sind mit WeChat überall geortet. Sie wünschen jetzt das und das, dann steigt ein paar Stationen später jemand ein und bringt Ihnen das, was sie wollen. Sie müssen sich nicht mehr selber irgendwohin bewegen. Schon das ist wiederum weniger Intelligenz, sondern die ganze Architektur ist jetzt so gebaut, dass Sie im Fluss Ihres Bewegens nicht einmal mehr aus Ihrer Arbeit aussteigen müssen, um sich den Kaffee zu besorgen. Das machen Sie jetzt auf diese Weise. Das ist also eine gigantische Umstrukturierung.

Diese Intelligenz-Explosion funktioniert deswegen, weil unsere eigene Intelligenz im folgenden Sinne künstlich ist: Die Art von Problemen, die Menschen beschäftigen, sind nicht nur das minimale evolutionäre Programm. Wir Menschen sind nicht nur, wie man sagen kann, Fress- und Fluchtmaschinen. Für andere Lebewesen ist das beschränkter, da kann man sagen, überwiegend lösen sie diese Art von Problemen. Aber Menschen beschäftigen sich seit beeindruckend langer Zeit – wir wissen nicht genau wie lange, aber mindestens seit hunderttausend Jahren, kann man schätzen – auch mit anderem. Weil wir so intelligent geworden sind, dass wir Probleme geschickt, zum Beispiel durch Arbeitsteilung, lösen können.

Jemand geht jagen, jemand anderes kann deswegen etwas anderes tun. Wenn die Arbeitsteilung ein bestimmtes Niveau erreicht, darüber schreibt übrigens schon Aristoteles in seinem Buch, das heute „Die Metaphysik“ heißt, dann tritt das ein, was Aristoteles auf griechisch scholé, Muße, nennt. Unser deutsches Wort dafür heißt Schule.

Schule ist der Ort, an dem Sie sich mit etwas beschäftigen, das nicht bloß eine Verbesserung der Wahrscheinlichkeit ist, dass Sie in Kampfsituationen der Sieger sind. Das lernen Sie dort irgendwie auch, aber das ist nicht die eigentliche primäre Aufgabe. Die Idee einer Schule ist, auch einer Hochschule, dass Sie in Muße, also isoliert vom bloßen Überlebenswillen, neue Probleme entdecken. Das ist meine Definition von Lernen. Lernen bedeutet, ein Problem durch ein anderes Problem zu ersetzen. Wenn Sie zum Beispiel lernen, Mathematik zu betreiben, dann haben Sie ein bestimmtes Problem, sei es ein mathematisches oder auch kein mathematisches, und jetzt haben Sie ein anderes Problem. Sie ersetzen ein Problem durch ein anderes Problem. Das heißt, Sie haben etwas gelernt. Das ist die richtige Definition von Lernen, jedenfalls die, mit der ich operieren möchte.

### „Beschleunigung der Lebenswelt“

Sie können intelligent lernen, wenn das neue Problem, das Sie jetzt haben, mit dem Sie das alte Problem ersetzt haben, dazu führt, dass Sie insgesamt, relativ zu einem bestimmten Problem, das Sie haben, schneller sind. Deswegen erleben wir heute – Sie kennen das gefühlt alle – eine Beschleunigung der Lebenswelt. Wir haben das Gefühl, alles rennt uns weg, es wird immer schneller, man kann nichts greifen. Dieses „Gefühl des Verdampfens“, wie es schon Karl Marx im „Kommunistischen Manifest“ nannte, ist, was bei Ihnen ankommt, die Erhöhung der Geschwindigkeit der Arbeitsteilung. Bezogen auf die sozialen Medien bedeutet das ganz einfach, dass wir alle jeden Tag zweieinhalb Stunden im Durchschnitt für jemanden arbeiten, wir produzieren Daten, ohne dafür Geld zu bekommen.

Daraus folgt meines Erachtens eine direkte Empfehlung an die Politik. Wir müssen fordern, dass die sozialen Medien jedem Geld geben, der für sie arbeitet, das heißt jedem Nutzer. Alles andere entspricht nicht dem Begriff der Arbeit. Wir erzeugen geldwerte Vorteile für Unternehmen, indem wir für sie arbeiten. Wir bekommen dafür nichts oder scheinbar nichts. Was wir dafür bekommen, ist ein elektrischer Impuls. Buchstäblich ist es so, dass Sie elektrisch Ihren Nucleus Accumbens stimulieren können, indem Sie auf eine bestimmte Weise visuellen Input erhalten, und dafür arbeiten wir. Das ist ganz auffällig.

Warum sind die Unternehmen so reich? Die übliche Antwort auf diese Frage heißt Werbung. Aber das ist der Trick der sozialen Medien. Natürlich, manches kaufen Sie auch wegen der Werbung, aber der eigentliche geldwerte Vorteil sind die Daten, die wir liefern. Diese werden auf eine ganz andere Weise verwendet und verkauft. Es ist bekannt, dass das Internet eine militärische Erfindung ist und dass Geheimdienste in die Architekturen investieren. Das heißt, wir schaffen durch Datenproduktion geldwerten Vorteil für Personen, denen wir normalerweise gar kein Geld geben wollten, insbesondere nicht, wenn wir wüssten, was die Vorhaben. In diese Struktur sind wir nun eingelassen.

Das heißt, erster Vorschlag einer Forderung ist: Die sozialen Medien müssen uns Geld dafür zahlen, dass wir sie nutzen. Sie müssten eine Rate zahlen, die fair ist, die mit unserem Mindestlohn, das heißt mit den Gesetzen und damit mit unserem demokratischen Rechtsstaat, vereinbar sein müsste. Und wenn das nicht gezahlt wird, muss das verboten werden. Alles andere entspricht nicht dem Begriff der Arbeit, sondern dem digitalen Proletariat. Das sind wir jetzt geworden. Wir sind digitales Proletariat einer US-amerikanischen Elite aus der Perspektive, die ich ihnen gerade vorstellen möchte.

### „Wir arbeiten gratis“

Das sollten wir nicht unterschätzen. Das sehen wir nur nicht, weil wir eine falsche Vorstellung von Arbeit haben. Die Vorstellung von Arbeit bedeutet, dass Sie etwas sehr Schweres mit sehr viel Anstrengung irgendwohin bewegen und es Ihnen keinen Spaß macht. Das ist natürlich eine ganz primitive Vorstellung von Arbeit. Das ist auch Arbeit, wie Gartenarbeit auch, wenn sie Ihnen keine Freude bereitet. Aber Arbeit kann auch in etwas bestehen, was Sie gerne machen oder von dem Sie glauben, dass Sie es gerne machen, weil jemand so geschickt Ihr Belohnungssystem bearbeitet, dass Sie glauben, Sie täten es gerne. Wir arbeiten gratis und werden zum digitalen Proletariat, während wir gleichzeitig intelligenter werden. Das ist das, was wir jetzt austarieren müssen.

Ich habe einen ersten Vorschlag unterbreitet, aber dessen Radikalität und Ungewohntheit soll illustrieren, dass hier sehr viel mehr Handlungsbedarf besteht, als wir das bis jetzt glauben. Es reicht nicht, ein Netzwerkdurchsetzungsgesetz einzuführen, das im Übrigen ignoriert wird. Ich habe heute Morgen noch einen Test gemacht. Wenn Sie auf Twitter jemanden beleidigen - ein Kollege und ich haben uns als Test gegenseitig beleidigt - und Sie zeigen sich jetzt gegenseitig an, dann werden die Paragraphen des Strafgesetzbuches abgefragt wie der § 185 Beleidigung. Sie haben also eindeutig

nach deutscher Rechtslage jemanden beleidigt - hier in Absprache wohlgemerkt, aber das wissen die ja nicht.

Jetzt zeigen beide das an, Twitter sagt, wir kümmern uns darum. Der Kollege, mit dem ich diesen Test gemacht habe, hat mir, weil er das System gut kennt, vorhergesagt, wie lange das dauern wird, bis wir eine Antwort bekommen. Diese haben wir gleichzeitig bekommen, und da steht nun drin, was hier geschehen ist, ist mit den Twitter-Regeln vereinbar. Die Twitter-Regeln sind nicht die des deutschen Gesetzes, aber Sie bekommen die Antwort von Twitter mit der Botschaft: „Das ist kein Problem, Sie dürfen jetzt weiter beleidigen.“

### „Marodierende Kalifornier“

Daran sehen Sie, es wird schlichtweg nicht das getan, wofür ein solches Netzwerkdurchsetzungsgesetz eingeführt wurde, nämlich die Einhaltung des hier geltenden Rechts. Wir haben also einen Akteur, für den wir, ohne dafür Geld zu bekommen, arbeiten, der sich aber nicht an geltendes Recht hält und deshalb faktisch ein Verbrechenssyndikat ist.

Wenn nun 100 Leute aus Kalifornien auf der Straße ständig Leute beleidigten und durch die Lande zögen, würden wir sagen, wir müssen etwas gegen die marodierenden Kalifornier unternehmen. Faktisch passiert das aber, während wir denken, das passiert nicht, weil wir eine falsche Vorstellung davon haben, was das Internet ist. Wir haben die falsche Vorstellung, dass etwas zum Beispiel nur Gewalt oder Grausamkeit ist, wenn es physisch ist. Das stimmt nicht. Neurowissenschaftlich ist es sehr gut im Detail erforscht, was mit Ihnen passiert, wenn jemand Sie beleidigt und bestimmte Worte verwendet. Das kann Sie genauso verletzen, insbesondere, wenn man das immer wieder erlebt, so als wären Sie in eine Schlägerei geraten. Das kann man alles untersuchen, aber es wird weiterhin ignoriert, auch weil wir gar nicht merken, was eine digitale Infrastruktur mit dem Menschen macht.

Jetzt komme ich in diesem Zusammenhang zu dem Begriff der Personalisierungsmaschine. Unter einer Person möchte ich das Bild verstehen, das wir uns davon machen, wer wir für andere sein wollen. Person kommt vom lateinischen „Persona“ (Durchklang), griechisch „Prosopon“ (Durchblick), das ist die Theatermaske. Eigentlich bedeutet Person Theatermaske, das ist die Idee. Der Begriff kommt aus dem Theatervokubular der griechischen Tragödie. Eine Person zu sein bedeutet, eine bestimmte Maske zu tragen. Das heißt, sich ein Bild davon zu machen, welches Bild sich die anderen davon machen, wie man ist, und dieses Bild versuchen aufrechtzuerhalten. Das ist die Hinsicht, in der Sie eine Person sind.



Das tun Sie immer, denn das ist die grundlegende Struktur der Sozialität, wechselseitige Anerkennung oder auch Kommunikation. Da ist die Idee, eine ganz einfache: Durch meine Vorstellung davon, wie Sie sich mich vorstellen – Sie können das jetzt auftürmen durch meine Vorstellung von Ihrer Vorstellung von meiner Vorstellung und so weiter, Sie können das beliebig hochtürmen –, generieren wir Sozialität. Das ist der Klebstoff der menschlichen Gesellschaft. Das heißt es für Menschen, ein soziales Lebewesen zu sein. Für andere Lebewesen, die auch sozial sind, funktioniert das teilweise anders. Menschen aber führen ein Leben im Licht der Vorstellung davon, wie andere sie sich vorstellen.

Eine Personalisierungsmaschine ist die Erhöhung der Wahrscheinlichkeit, dass das, was Sie tun, einer standardisierten Maske entspricht. Ich gebe Ihnen ein Beispiel für eine Personalisierungsmaschine: Grußfloskeln in der Bäckerei morgens. Sie stehen in der Schlange, und es gibt Regeln, wie das vonstattengeht. Das können Sie stören, aber wenn Sie das zu sehr stören, dann wünschen sich alle, dass diese Person jetzt verschwindet. Denn es ist ein geordneter Ablauf zu erwarten, der bestimmte Spielregeln hat.

### „Eine andere Sozialität“

Denken Sie an die schreckliche Erfahrung, in einer deutschen Supermarkt-Schlange zu stehen, was da alles auf Sie wartet, wenn sie jetzt dran sind. Sie müssen sich schon vorbereiten und auf das rüsten, was jetzt gleich kommt. Sie müssen so und so schnell Ihre Taschen gepackt haben. Wenn Sie da ausscheren und das mit Ruhe tun, um die Ware nicht zu zerstören, wird sehr viel Druck auf Sie zukommen. Sie werden sehen, hier stimmt etwas nicht mit dem, was ich tue. Das ist ganz anders, wenn Sie woanders hinreisen und ein anderes Einkaufsverhalten sehen. Dann sehen Sie eine andere Sozialität. Denn Sozialität besteht darin, dass bestimmte Masken empfohlen werden und von anderen Masken abgeraten wird. Das sind normative Ordnungen. Es gibt Vorstellungen, welche Personen erwünscht sind und welche nicht.

Wir sind aber nicht nur Personen, das heißt mehr oder weniger standardisierte Masken, die im sozialen Verkehr durch Personalisierungsmaschinen generiert werden, sondern außerdem Individuen. Individuum heißt wörtlich in Latein „unteilbar“. Das heißt die Hinsicht, in der Sie wirklich Sie selbst sind, das eine verletzlich geborene und sterbliche Individuum mit seinen unverwechselbaren eigenen Erfahrungen. Niemand hat gesehen, was Sie gesehen haben. Das ist unmöglich. Sie sind die Person oder Sie sind die oder der, der da ist, wenn Sie da sind.

Wir nennen das – ein philosophischer Ausdruck – den Egozentrischen Index. Sie sehen die ganze Zeit aus Ihrer Perspektive, Sie sind ja immer Sie. Das nennt man auch philosophisch das Ich – seit Johann Gottlieb Fichte oder Kant. Es ist der Umstand, dass Sie die oder der sind, die oder der immer dabei ist, wenn Sie da sind, und das ist individuell. Kein Ich ist wie das andere.

Dafür sorgt auch die Plastizität unseres Gehirns, das sich durch die jeweils gemachten Erfahrungen und Gedanken verändert. Ebenso ist kein Körper genau wie ein anderer. Wir sind ähnlich, weil wir dieselbe Art von Lebewesen sind. Wir haben teilweise geteilte Erfahrungen, insofern wir ähnlichen sozialen Systemen angehören. Wir sind aber nie, auch nur ansatzweise, identisch, deswegen sind wir Individuen. Daraus folgt der Antagonismus, nämlich eine Spannung in der Hinsicht, in der Sie eine Person sind, also Rollen, Masken haben und sozial sind und in der Hinsicht, in der Sie das eben nicht sind, in der Hinsicht, in der Sie einfach nur Sie selbst sind. Das ist der gesellschaftliche Grundantagonismus, der wird bei uns durch die Vorstellung des demokratischen Rechtsstaates ausgesteuert und alles, was mit ihm zusammenhängt.

### „Andere Vorstellung von Redefreiheit“

Das heißt, wir suchen Kompromisse zwischen Individuen und Personen mit unseren Personalisierungsmaschinen, wobei eben die Verfahrensweisen in einem demokratischen Rechtsstaat komplex sind. Nehmen wir zum Beispiel unser Bildungssystem, staatliche Universitäten, man könnte ja auch private haben wie in den USA, davon haben wir nur wenige. Daran sehen Sie, wir haben Strategien der Personalisierung für die Individuen, die in Deutschland geboren wurden, sich hier aufhalten, für die haben wir Personalisierungsangebote. Diese unterstehen Wertesystemen, insbesondere der Vorstellung der Menschenwürde, die in Deutschland aus der Philosophie von Immanuel Kant stammt. „Die Würde des Menschen ist unantastbar“ hat eine Kantische Tradition, die wir nicht vergessen dürfen. In dieser Tradition haben wir unsere Personalisierungsmaschinen gebaut und machen aus unseren Individuen Personen.

Eine ganz andere Vorstellung haben Sie bei US-amerikanischen Unternehmen. Sie haben das „first amendment“, eine völlig andere Vorstellung von Redefreiheit, zu der insbesondere gehört, dass sie Beleidigungen nicht unter Strafverfolgung stellen. Sie können sehr viel mehr beleidigen und sollen das geradezu tun. Sie können in den USA sehr viel härter in ein verbales Gefecht gehen als bei uns aufgrund des Wertes „first amendment“, auf das sich zum Beispiel Donald Trump dauernd beruft. Das hat damit zu tun, dass wir eine andere Personalisierungsmaschine haben.

Was wir heute erleben, ist das Eindringen von nicht akzeptablen Personalisierungsmaschinen in unsere Vorstellung von einem demokratischen Rechtsstaat. Kurzum: wir werden strategisch manipuliert und zwar nach den Regeln, wie ich sie eben skizziert habe. Sie könnten das auch einen Cyberkrieg nennen und würden sich nicht ganz täuschen. Das heißt, das findet gerade statt aus der Optik, die ich beschreibe. Dieser ganze Vorgang – und deshalb interessiert mich das auch als Philosoph, weil ich mich aufgrund der Zugehörigkeit zu dieser Zunft ein bisschen mitschuldig fühle – wurde nicht unwesentlich durch bestimmte Errungenschaften der Philosophie ausgelöst.

### „Das Sein und das Nichtsein“

Die Grundidee, auf der unsere digitale Infrastruktur aufgebaut, ist 0-1, der binäre Code und die Turing-Maschine. Jeder Computer ist eine Turingmaschine, das ist ein Modell der theoretischen Informatik, das zurückgeht auf Alan Turing. Die Idee der Turing-Maschinen ist, dass Sie jede Information, sehr vereinfacht gesagt, mit 0 und 1 ausdrücken und 0 und 1 in der Hardware auf eine bestimmte Weise anordnen können. Das ist die Voraussetzung, dass Sie diese Infrastruktur überhaupt bauen können.

Dies geht so tief in die Philosophiegeschichte hinein wie die Gründungsgeste der Philosophie durch Parmenides von Elea, der um 500 vor Christus gesagt hat, es gibt nur Zweierlei, das Sein und das Nichtsein. Das ist 0 und 1. Nach Parmenides setzt sich die gesamte Wirklichkeit aus der Kombination von 0 und 1 zusammen. Das haben andere Vorsokratiker aufgenommen. Sie sprechen von Streit gegen Liebe und sagen, die ganze Wirklichkeit sei ein Spannungsfeld aus Streit und Liebe, aber sie haben immer zwei Pole so wie die Kombination von 0 und 1.

Das hat im 19. Jahrhundert in der philosophischen und mathematischen Logik zur Idee der Einführung zweier Wahrheitswerte – wahr und falsch – geführt. So ist es wahr, dass ich gerade in Frankfurt bin und falsch, dass ich gerade in Berlin bin, weil ich ja gerade in Frankfurt bin. Damit können Sie die gesamte Wirklichkeit und Informationen auflösen in Antworten auf Fragen. Wo ist Markus Gabriel? In Frankfurt. Das ist die Antwort darauf, wo ich bin. Das heißt, Sie können allem, was geschieht, ein Frage- und Antwortspiel zuordnen. Für Wahr- und Falschwerte hat die moderne Logik formale Systeme entwickelt, die das codieren. Das ist die Grundlage unserer digitalen Infrastruktur, die von Alan Turing für die theoretische Informatik formuliert wurde und daraus ist all das geworden, womit wir jetzt zu tun haben.

Jetzt kommt eine Zusatzkomponente unserer Tage hinzu, nämlich die bewusst gestreute Falschinformation, dass

es so etwas geben könnte wie Fake News oder alternative Tatsachen. Als wäre es so, dass neben dem Wahren und dem Falschen, dem So-Sein der Dinge oder dem Nicht-So-Sein der Dinge, noch eine dunkle Grauzone dazwischen wäre. Da ist aber nichts dazwischen. Es ist entweder so oder nicht so. Wenn Sie die Frage richtig stellen, gibt es eine Antwort. Wo ist Angela Merkel? Zum Beispiel in Berlin. Es ist schwierig, wenn Angela Merkel mit einem Bein außerhalb der Berliner Grenze ist und schon in Brandenburg, ist sie dann in Berlin oder in Brandenburg? Aber dann korrigieren und präzisieren wir das. Nein, mit Berlin meine ich nicht mit einem halben Bein in Brandenburg, sondern Berlin oder Brandenburg. Sie müssen natürlich immer präzisieren. Sobald sie präzisiert haben, ist die Wirklichkeit durch und durch bestimmt. Es gibt keine alternativen Tatsachen, es gibt eigentlich auch gar keine Fake News. Es gibt nur falsche Aussagen.

### „Falsche Überzeugungen“

Die sogenannten Fake News sind schlichtweg Falschheiten. Und jetzt kann man sehr schnell sehen, warum sie gefährlich sind. Ein Akteur, der überwiegend falsche Überzeugungen hat, das kann man in mathematischer Genauigkeit zeigen, wird für sich selbst und andere schädlich handeln. Zum Beispiel: ich habe Hunger und möchte eine Brezel kaufen, habe aber die falsche Überzeugung, die Bäckerei sei da und da, dann schade ich mir, denn ich verliere Lebenszeit. Ich wollte ja nur das und jetzt laufe ich dreimal um die Ecke. Das passiert, wenn Sie falsche Meinungen haben. Die Wahrscheinlichkeit wird erhöht, dass Sie sich und anderen schaden. Was jetzt durch die neuen Personalisierungsmaschinen passiert, denen wir ausgesetzt werden, ist die Erhöhung der Wahrscheinlichkeit, dass sie falsche Überzeugungen haben, die geschickt eingesetzt werden.

Es ist nicht so, dass das Internet falsche Aussagen enthält, ganz und gar nicht, aber wir haben keinen Kriterienkatalog, den wir mitbringen, um das zu unterscheiden. Sie können zur Wahrheitsfindung nicht googeln. Sie können nicht googeln, ob Google zuverlässig ist. Sie können nicht bei Wikipedia einen Eintrag über Wikipedia lesen, um herauszufinden, wie gut Wikipedia ist. Ludwig Wittgenstein hat einmal gesagt, das wäre so, als würde einer zwei Exemplare derselben Tageszeitung kaufen, um festzustellen, ob sie die Wahrheit druckt. Das heißt, das bringt nichts. So aber ist es, wenn Sie versuchen, mit den üblichen Verfahren, die Sie einfach so haben, also uninformiert einfach drauf los, sich im Internet über das Internet zu informieren. Selbstverständlich werden Sie dort dann auf Abstand gehalten von der Wahrheit darüber.

Deswegen abschließend das Plädoyer dafür, dass wir sehr viel mehr die wissenschaftliche Erforschung unserer digitalen Infrastruktur brauchen, um zu verstehen, womit wir es dort eigentlich zu tun haben. Das ist derzeit die größte Herausforderung für unseren demokratischen Rechtsstaat. Und zwar nicht nur, weil irgendwelche Bots irgendetwas machen, sondern weil wir es mit Systemen zu tun haben, die buchstäblich die Art und Weise wie wir sind und unsere Sozialität, also unsere Werte, die mit dem demokratischen Rechtsstaat zu tun haben, als solche unterminieren. So modifizieren Vorstellungen von Redefreiheit, die gar nicht die unseren sind, plötzlich den diskursiven Raum der Öffentlichkeit. Das hat die Konsequenzen, die jetzt auch untersucht werden, Stichwort Filterblasen. Es gibt hier eine Tiefenstruktur, dass eine Architektur des wahren und falschen Meinens über uns kommt, die wir kaum als solche durchschauen.

Eine bemerkenswerte Antizipation der Verhältnisse stammt ausgerechnet von Martin Heidegger, den ich

Ihnen sonst gar nicht empfehlen möchte. Aber eines hat er sehr gut gesehen und zwar schon in den 50er Jahren. Ich weiß aus dem Silicon Valley, dass es dort sogar einen Heidegger-Lesekreis gab. Es ist also nicht ganz zufällig, dass Amazon das ist, was es ist. Heidegger hat es vorher gesagt: Es kommt der Tag – und das ist heute, 2007 war der Startschuss –, an dem das Folgende hergestellt werden wird: Die vollständige Bestellbarkeit aller Dinge. Amazon. Wir werden heute zu den Angestellten des Bestellens, sagt Heidegger. Und das sind wir heute, die Angestellten des Bestellens. Aber wenn wir schon angestellt sind, sollten wir dafür Geld bekommen.

\*

*Markus Gabriel ist Professor für Philosophie und Direktor des Center for Science and Thought an der Universität Bonn. Er leitet auch das Internationale Zentrum für Philosophie in Nordrhein-Westfalen.* ■

## „Wir üben noch“

### Jeanette Hofmann über den digitalen Möglichkeitsraum

„Mediatisierte Demokratie“ – das ist ein Begriff, den es nicht gibt. Ich habe ihn in den letzten Wochen entwickelt, und ich werde Ihnen jetzt berichten, wie ich dazu gekommen bin, obwohl es mich natürlich sehr reizen würde, auf meine Vorredner zu sprechen zu kommen. Der Zusammenhang zwischen Digitalisierung und Demokratie – über den reden wir zurzeit viel –, aber aus meiner Sicht ist der viel weniger offensichtlich, als man meinen könnte, und deshalb müssen wir uns jetzt erst einmal mit der Frage des Wie befassen, bevor wir auf das Was zu sprechen kommen.

Ich habe Ihnen ein paar typische Überschriften aus verschiedenen Zeitungen mitgebracht, denen man entnehmen kann, wie wir dieses Verhältnis für gewöhnlich thematisieren. Da heißt es zum Beispiel: „Hacker-Angriff: Digitale Verletzlichkeit unserer Demokratie“ (FAZ), „Swiss Democracy in stranglehold of digitalisation“ („Swissinfo.ch“), „Überwachung: Schutz der Medien ist Schutz der Demokratie“ („Netzpilotik.org“), oder „Die Folgen der Digitalisierung gehen an die Substanz der Demokratie“ („Politik-digital.de“).

Was ist typisch an diesen Überschriften? Aus meiner Sicht, dass der aktive Akteur hier die Digitalisierung, das Internet, ist. Das Internet scheint zu handeln, es bedroht uns; und die Demokratie kommt relativ passiv und stabil daher. Wir haben diese Demokratie, die

derzeit heftig angegriffen wird, und deshalb müssen wir irgendwas tun. Das ist das Standardnarrativ, das man in der deutschen Presse zurzeit findet.

Man kann das auch temporalisieren, das liest sich dann ungefähr so: Phase 1: Das Internet ist gut für die Demokratie. In den 90er Jahren waren wir sehr euphorisch und dachten, endlich frischen wir mit dem Internet unsere ermüdete Demokratie auf, alles wird besser. Und die, die sich mehr mit diesen Fragen befasst haben, waren vielleicht ein wenig skeptischer, weil man dieselben Erwartungen an das Fernsehen und zuvor an das Radio auch schon hatte, aber mal sehen, vielleicht klappt es jetzt. Dann kam der Arabische Frühling, der hat diese Wunschvorstellung aktualisiert; man glaubte, mit dem Internet könnten wir uns emanzipieren.

Dann folgte eine zweite Phase, in der erste Zweifel aufkamen, die sozialen Netzwerke schienen doch nicht allzu gut zu sein für uns und jetzt sind wir in Phase drei – meine Vorredner haben dieses Bild überwiegend bestätigt – und sehen das Internet und die Digitalisierung als etwas an, was uns individuell und kollektiv fast mehr zu schaden scheint, als uns weiter zu helfen. So ungefähr kann man das beschreiben, nach 20 Jahren Internetbeobachtung.

Was ist das Problem dabei? Das Problem ist, dass diese Erzählung über uns und das Internet der Technik eine eigentümliche Autonomie zuschreibt. Es ist so, als sei das Digitale etwas Eigenlogisches, das sich immer weiterentwickelt, das sozusagen auf dem Fahrersitz sitzt und wir sitzen auf dem Rücksitz und gucken zu, was mit uns passiert. Mein Eindruck ist, dass das keine angemessene Beschreibung des Verhältnisses von Digitalisierung und Gesellschaft ist. Und das bezieht sich auch auf die Beziehung von Demokratie und Digitalisierung.

Was ich Ihnen da beschrieben habe, kommt als ein Kausalverhältnis daher: die digitale Technik nimmt Einfluss auf die Gesellschaft. Ich würde dieses Verhältnis anders beschreiben: das, was ich mit mediatisierter Demokratie meine, plädiert dafür, dass wir nicht von einem Kausalverhältnis sprechen, in dem Digitalisierung auf Demokratie einwirkt, sondern dass wir diesen Zusammenhang als Konstellation verstehen. Konstellation würde bedeuten, dass die beiden gar nicht so unabhängig voneinander sind, wie man das zunächst meinen möchte – hier die Technik, dort die Politik oder die Demokratie, sondern sie bilden einen Zusammenhang, der wechselseitig aufeinander einwirkt. Diesen Gedanken möchte ich jetzt weiter ausführen.

### „Print-Kapitalismus“

Mediatisierte Demokratie – dafür gibt es ein Vorbild, an dem ich mich in meiner eigenen Arbeit orientiere. Es ist der Politikwissenschaftler Benedict Anderson, viele in meinem Fach haben ihn im Studium lesen müssen oder dürfen – ich gehörte zu der Dürfen-Fraktion, weil ich daraus so viel gelernt habe. Benedict Anderson hatte sich die Frage gestellt, wie kommt es eigentlich, dass eine Nation überhaupt entsteht. Und damit meinte er, dass Menschen, die sich überwiegend niemals kennenlernen werden, doch ein Zugehörigkeitsgefühl entwickeln, sich also in unserem Fall als Deutsche empfinden und damit sagen, wir haben was Gemeinsames, was wir mit den Holländern, Schweizern oder Engländern nicht gemeinsam haben.

Wie kommt dieser, wie er sagte „Sense of belonging“ zustande? Seine Antwort auf diese Frage hat er als Print-Kapitalismus bezeichnet. Print-Kapitalismus ist nun das, was ich als eine Konstellation bezeichnen würde, weil sie aus ganz vielen verschiedenen Elementen besteht. Da ist erst einmal die Drucktechnik. Der Drucktechnik verdanken wir, dass so etwas wie Zeitungen überhaupt möglich geworden sind. Aber da ist auch die Säkularisierung, die der Drucktechnik – wenn man so will – eine bestimmte Entwicklungsrichtung gegeben hat. Wir haben eben nicht mehr nur Bibeln gedruckt, sondern wir haben auch andere Typen von Literatur gedruckt:

Der Roman entsteht, und irgendwann entstehen auch Zeitungen. Aber das reicht auch noch nicht, um die Zeitung als Medium für den Nationalstaat überhaupt zu etablieren.

Aus Andersons Sicht sehr wichtig war die Entstehung von Sprachgemeinschaften. Vor der Ausbreitung der Zeitung hat jeder in jedem Dorf einen anderen Dialekt gesprochen, und diese Dialekte waren voneinander so verschieden, dass für einen Verleger, der eine Zeitung drucken und verkaufen möchte, kein Absatzmarkt bestanden hätte. Wir brauchten Sprachgemeinschaften, die groß genug waren, damit eine Zeitung als wirtschaftliches Produkt überhaupt überlebensfähig ist.

### „Gleichzeitigkeit und Vernetzung“

Benedict Anderson führt noch eine Reihe an weiteren Faktoren an, aber was man an dieser Idee des Print-Kapitalismus schon sehen kann, ist, es sind sehr viele verschiedene Entwicklungen, die da zusammenkommen, die sowohl der Drucktechnologie einen gewissen Nutzungskontext geben, als auch dazu führen, dass sich ein Medium wie die Zeitung entwickelt, die unser Leben bis heute ganz maßgeblich prägt. Das weitere Argument von Benedict Anderson ist dann, dass die Zeitung die Bedingungen dafür schafft, dass so etwas wie eine öffentliche Sphäre über den Dorfplatz hinaus, also über einen größeren geografischen Raum entstehen kann. Diese öffentliche Sphäre wiederum bildet die Bedingung dafür, dass die Nation als vorgestellte Gemeinschaft entstehen kann, die dann zum Demos wird, und die ihrerseits dann eine repräsentative Demokratie ausprägt, durch die wir als Bürger repräsentiert werden.

Das heißt: Wir haben es mit einer Kette von Ereignissen zu tun, die als solche niemals zwingend, sondern immer entwicklungs offen sind. Es hätte auch anders kommen können. Und doch, wenn man rückwärts schaut, wirkt diese Entwicklung so selbstverständlich, dass man es sich gar nicht anders vorstellen kann.

Man könnte nun vermuten, die Zeitung als erstes Massenmedium sei verantwortlich dafür, dass wir den Nationalstaat und die repräsentative Demokratie bekommen haben. Aber so einfach ist es eben nicht. Nur im Nachhinein lässt sich eine solche Kausalkette sinnvoll bilden. Die Leute, die die ersten Zeitungen herstellen oder lesen, können nicht wissen, welche Folgen sich aus der Nachrichtenproduktion ergeben.

Aus Andersons Sicht hat der „Sense of belonging“ etwas damit zu tun, dass sich Rituale herausprägen, etwa, dass wir die Zeitung alle zur gleichen Zeit morgens gelesen haben und wussten, dass andere Menschen das auch machten. Diese Gleichzeitigkeit und Vernetzung

von Fremden ist ein Teil dessen, was uns als Volk ein Zugehörigkeitsgefühl vermittelt hat.

Die Frage ist nun – nachdem wir verstanden haben, dass die Zeitung sozusagen eingebunden ist in unser Verständnis von Demokratie –, was wir daraus lernen können für das Verhältnis von Digitalisierung und Demokratie. Wie könnte man die Geschichte, die Benedict Anderson erzählt, fortschreiben?

### „Ein Kind der Spätmoderne“

Die erste Lehre: Technik allein erklärt nichts. Technik entwickelt sich in einem größeren gesellschaftlichen Zusammenhang. Das Internet, so meine These, ist ein Kind der Spätmoderne. Auch hier, und das werden viele von Ihnen vielleicht nicht mehr in Erinnerung haben, gab es in den 70er und 80er Jahren eine wirkliche Konkurrenz um die Zukunft des guten Datennetzes. Eine Alternative, eine andere Option, die in Deutschland auch für die wahrscheinlich erfolgreiche gehalten worden ist, war ein öffentliches Datennetz, das, nachgebildet unserem Telefonnetz, national organisiert gewesen wäre, verwaltet von den Postministerien in jedem Land, das an den Landesgrenzen zusammengeschaltet wird und in guter paternalistischer Manier uns vorgegeben hätte, welche Anwendungen wir überhaupt nutzen können. An den Endpunkten hätte ein „dummer Terminal“ gestanden, also ein Eingabegerät mit beschränkten Eingabefunktionen, dem Telefon gar nicht so ganz unähnlich. Das war ein Gegenmodell zum Internet, von dem jeder dachte, das setzt sich durch.

Das Internet, wie wir es kennen, ist keine Selbstverständlichkeit. Es hätte anders kommen können. Und es kommt auch immer noch anders, seine Entwicklung ist ja auch jetzt nicht stabil. Was wir jetzt daraus lernen können, ist, dass auch das Internet, wie wir es heute nutzen, nicht selbstverständlich, sondern erklärungsbedürftig ist. Meine These ist, dass das Internet, wie wir es heute kennen und beklagen, ein Effekt langfristiger Trends ist. Zu denen gehört die Globalisierung, aber auch die ökonomische und kulturelle Liberalisierung, die wir seit den 60er Jahren beobachtet haben.

Es ist kein Zufall, dass Kalifornien, von wo aus sich zunächst die Hippie-Bewegung ausbreitete, zu dem Ort wurde, an dem die wichtigsten technischen Standards für das Internet entwickelt wurden. Die Vorstellung eines Personal Computers war, dass er uns individuell befreit, statt uns hierarchisch zu kontrollieren. Ja, das Internet hat einen militärischen Hintergrund, aber dieser ist gründlich neu interpretiert worden. Wir haben die Bedeutung der Computertechnik neu gedacht und ihr die Erwartung zugeschrieben, sie sei eine Quelle der Emanzipation.

Im Hintergrund der Entwicklung des Internet sieht man auch einen politischen Wandel, der sich parallel ereignet hat. Dazu gehört die abnehmende Bedeutung von Parteiloyalitäten, die Beobachtung, dass sich die Bindung zwischen gesellschaftlichen Schichten und politischen Parteien lockert, aber auch die Entwicklung neuer politischer Ausdrucksformen, die Entstehung von NGOs. Diese gesellschaftlichen Entwicklungen spiegeln sich in der Wahrnehmung und Nutzung des Internet wider. Das Internet in seiner heutigen Form ist ein Ergebnis gesellschaftlicher Aneignung. Die sozialen Netzwerke, die wir derzeit mit so viel Skepsis betrachten, die haben wir erst erfolgreich gemacht.

Also, das Internet hätte sich auch vollkommen anders entwickeln können, als wir es heute kennen. Im Großen und Ganzen ist das Internet heute ein Ausdruck der kulturellen, wirtschaftlichen und politischen Werthaltungen, die wir seit den 60er, 70er Jahren ausgeprägt haben. Der Wertewandel, den wir seit den 60er, 70er Jahren beobachten, hat sich mit anderen Worten in die Technik eingeschrieben.

### „Grundlegender Wandel“

Jetzt kommen wir von der Frage des Wie zum Was. Was ändert sich genau im Verhältnis von Demokratie und Medien? Da tut sich eine Menge: Wir sehen – das bekommen wir alle mit – einen grundlegenden Wandel unserer Erfahrung von Öffentlichkeit. Erst jetzt – gleichsam im Rückspiegel –, erkennen wir, was für eine stabile Öffentlichkeit wir bis vor kurzem gehabt haben. Auch wenn es nicht nur Zeitungen gab, sondern TV, Radio, selbst die Teilprivatisierung des Fernsehens haben nichts Grundlegendes daran geändert, dass das, was öffentlich gesagt werden darf, doch relativ stark konventionell geprägt war. Erst mit dem Internet und der bidirektionalen Kommunikation erweitert sich der Raum dessen, was gesagt werden darf.

Es ist kein Zufall, dass es anfänglich sehr stark die rechtsradikalen Bewegungen gewesen sind, die das Internet für sich entdeckt haben. Sie sind von unseren Massenmedien über eine lange Zeit marginalisiert worden und haben jetzt ein Medium gefunden, das sie für sich selber nutzen können, um das zu sagen, was bislang öffentlich nicht kommuniziert werden durfte. Wir erleben eine Pluralisierung und Dezentrierung des öffentlichen Raums, die keine wirksame Verbrüderung mehr kennt zwischen den Massenmedien und der Politik. Das Strafrecht – und nicht mediale Konventionen – setzt jetzt die Grenze dessen, was gesagt werden darf und was nicht.

Man sollte übrigens nicht vergessen, bevor wir jetzt zu viel Neuheit in diese Entwicklung hineininterpretieren,

dass wir auch vorher schon Fake News hatten. Wir kennen Zeitungen, die sind auf die Fabrikation von Fake News abonniert, sie erfinden Hochzeiten, Scheidungen, selbst Kinder und vieles mehr – das kann man im Wartezimmer des Arztes oder beim Friseur en détail studieren.

Fake News als solche sind sicher nicht das Neue; neu aber ist meines Erachtens die Transnationalisierung der Organisation von Fake News. Wir sehen sehr viele Netzwerke am Rande des erlaubten politischen Spektrums, die für sich die Medien nutzen in einer Art und Weise, die man mindestens kreativ nennen muss. Der Vorwurf der Manipulation greift aus meiner Sicht nicht genug, weil alte Medien auch manipuliert haben.

Man soll sich nichts vormachen, wir neigen derzeit ein wenig dazu, unsere Vergangenheit zu glorifizieren. Wir haben uns doch in den 70er, 80er, 90er Jahren auch darüber beschwert, welches Bild der Welt uns die Massenmedien vorgesetzt haben und was wir alles nicht zu sehen bekamen. Es gab Kritik an der Gatekeeper-Rolle der Massenmedien, die doch ausgewählt und interpretiert haben, was gerade passiert ist in der Welt. Wir haben mit den digitalen Medien auch ein Stück Freiraum gewonnen, den wir heute nicht mehr missen möchten.

### „Verändertes Öffentlichkeitsmodell“

Aber es ist noch mehr passiert. Es gibt den schönen Begriff „Mass-Self-Communication“, den Manuel Castells geprägt hat. Was er damit meint, ist ein Wandel in der Rolle des Publikums. Wir konsumieren heute Nachrichten nicht nur passiv, sondern wir können selbst sprechen. Und wir machen auch noch mehr. Durch unsere Nutzung des Internet nehmen wir unmittelbar Einfluss auf die Informationsströme und ihre Relevanzstruktur. Wir zirkulieren nicht nur Nachrichten, sondern durch unsere Suche und das Weiterleiten nehmen wir Einfluss auf die Gewichtung und Popularität von Nachrichten. Mit unserem digitalen Handeln verändern wir das Beziehungsgefüge zwischen Informationseinheiten. Das heißt, wir haben es mit einem veränderten Öffentlichkeitsmodell zu tun, in dem wir als Nutzerinnen und Nutzer beständig Einfluss auf das nehmen, was uns durch das Internet zurückgespiegelt wird.

Die Folge ist eine komplett neue, aktive Rolle des Publikums in der öffentlichen Sphäre, die wir kaum reflektieren, weil wir sie nicht wahrnehmen können. Wir können nicht sehen, wie wir durch unsere Nutzung des Internet Einfluss nehmen auf das, was uns Personalisierungsalgorithmen als nächstes präsentieren. Personalisierung der Nachrichten ist eine wesentliche Strategie in der digitalen Kuratierung des öffentlichen

Raums, aber, wie vorher schon gesagt wurde, sollten wir uns immer klarmachen, dass es nicht um uns als Individuen geht, sondern Personalisierung ist immer relational. Wir sind relationale Größen im Verhältnis zu allen anderen Nutzern, die im Internet unterwegs sind und – genau wie wir – beständig Informationen umschichten, ihren Wert verändern und ihre Verbindung zu anderen Informationen prüfen und neu strukturieren.

Man könnte das, wie es manche Forscher tun, als Arbeit bezeichnen, aber ich bin nicht sicher, ob dieser Ausdruck unserer neuen Rolle gerecht wird. Wir haben einfach noch keine gute Sprache, kein Vokabular für die Veränderungen, die wir hier beobachten. Was wir aber sehen können, ist, dass die Grenzen, die unsere öffentliche Sphäre früher gekennzeichnet haben, ihre Bedeutung verlieren.

Eine Grenze betrifft die Unterscheidung zwischen Produzentinnen und Konsumentinnen von Information; diese Rollenteilung ist nicht mehr klar erkennbar. Es betrifft aber auch die Unterscheidung zwischen Intermediären und Medienanbietern. Die Plattformen sind in großem Umfang selber zu Hosts für klassische Massenmedien geworden. Wir wissen heute, dass viele Zeitungen, aber auch Fernsehkanäle, wenn sie die junge Generation erreichen wollen, ihre Inhalte in sozialen Netzwerken anbieten und sich damit deren Logiken in gewissem Umfang beugen müssen. Unter meinen jungen Mitarbeitern und Studenten ist es quasi zum Markenzeichen geworden, weder ein Zeitungs-Abo noch ein Fernsehgerät zu besitzen. Diese Generation erreicht man auf klassischen Übertragungswegen nicht mehr.

### „Große Transformation“

Hier mischen sich heute alte und neue Medien in einer Art und Weise, die regulatorisch Herausforderungen mit sich bringt. Wir wissen, dass soziale Netzwerke nicht den gleichen Regeln unterliegen wie die herkömmlichen Medien, auch weil sie sich nicht als Informationsmedien verstehen, sondern als regulatorisch undefinierte Plattformen.

Eine weitere Grenze, die sich auflöst, betrifft die Unterscheidung zwischen öffentlicher und privater Sphäre sowie zwischen professioneller Nachrichtenproduktion und der Konversation, dem Gespräch. Zusammenfassend sehen wir, dass die öffentliche Sphäre, die so wichtig für unser Demokratieverständnis ist, sich in einer großen Transformation befindet. Dies gilt insbesondere auch für die Rolle, die die deliberative Demokratietheorie der Öffentlichkeit zuerkannt hat. Vor allem Jürgen Habermas vertritt das Ideal eines öffentlichen Diskurses, der vernunftsteigernd ist und gute politische Entscheidungen vorbereitet. Diese Vorstellung einer

rationalitätsermöglichenden Funktion der Öffentlichkeit wird heute zunehmend infrage gestellt. Ähnliche Zweifel entstehen im Hinblick auf den Glauben, das politische Partizipation grundsätzlich demokratiesteigernd ist.

Aber jetzt komme ich auf eine weitere Entwicklung zu sprechen, die ich in diesem Kontext sehr interessant finde: Wir beobachten die Entstehung von neuen Kollektiven. Da sind zum einen die Netzwerke, die als prototypische Form digitaler Organisation gelten. Alles wird netzwerkförmig. Das bedeutet, dass die Partei als traditioneller „Container“ für die Aggregation politischer Präferenzen ihre herausgehobene Bedeutung verliert. Parteien wirken immer noch an der politischen Meinungsbildung mit, aber sie teilen sich diese Rolle heute mit sozialen Bewegungen, Netzwerken und Schwärmen. Die privilegierte Rolle, die ihnen das Grundgesetz zuspricht, auch in Form der Parteienfinanzierung, wird zunehmend fragwürdig.

Die junge Generation, stellt die sozialwissenschaftliche Forschung zunehmend fest, will sich nicht mehr langfristig an eine Organisation binden, sondern sie artikuliert sich anders. Sie agiert in Schwärmen und Netzwerken. Was diese beiden Organisationsformen gemeinsam haben, ist, dass sie ohne Hierarchien und Steuerungszentren auskommen. Weder der Schwarm noch das Netzwerk haben formal repräsentierende Führungspersonen. Und sie sind gleichzeitig so instabil, dass man es auch nicht mit einem neuen politischen Akteur zu tun hat, mit dem man rechnen könnte.

### „Flüchtige Organisationsformen“

Gerade beim Schwarm geht es um den Ausdruck von Gefühlen oder von Affekten. Affekte im Unterschied zu Gefühlen, die man gar nicht rational reflektiert und artikuliert, sondern die auch über den Körper erlebt und ausgetragen werden und vielfach impulsiv sind. Die neuen Organisationsformen sind viel flüchtiger als Parteien und Verbände und damit schwer in unseren traditionellen Kategorien zu greifen.

Die politischen Parteien reagieren darauf, indem sie sich zunehmend als Bewegungen organisieren. Man kann das zum einen daran erkennen, dass sich Parteien gegenüber ihren Sympathisantinnen öffnen und ihr politisches Umfeld beispielsweise dazu auffordern, Parteiführungen mit zu wählen oder über politische Parteiprogramme und Agenden abzustimmen. Sie schwächen also die Grenzen zwischen Partei und Nicht-Partei, um auch Wählerinnen anzusprechen, die bei ihnen nicht mehr Mitglied werden würden.

Ich sagte es eben schon, die junge Generation ist nicht mehr willens, sich so langfristig zu binden. Ein Grund

dafür ist, dass man als Parteimitglied in gewisser Weise die Identität der Partei adoptiert. Dazu aber haben junge Leute heute vielfach gar keine Lust, sondern sie verbinden politischen Ausdruck und den individuellen Ausdruck ihrer Identität auf neue Art und Weise. In ihrem politischen Engagement manifestiert sich also auch ihre individuelle Identität. Sie verstehen sich als temporäres Mitglied einer Bewegung und nicht als dauerhaftes Mitglied einer Organisation. Diese Art des Handelns, die das eigene Selbst in den Vordergrund stellt, wird in der Sozialwissenschaft als *Connective Action* bezeichnet. Damit meinen W. Lance Bennett (University of Washington) und Alexandra Segerberg (University of Uppsala) unter anderem, dass sich junge Leute über soziale Netzwerke organisieren und die Nutzung dieser Netzwerke Teil der kollektiven Identität werden.

Was das für unsere künftige demokratische Praxis genau bedeutet, wissen wir nicht, aber wir können sagen, dass die Demokratie einen Formwandel durchläuft. Es gibt noch einen weiteren Aspekt, den ich in dem Zusammenhang ansprechen möchte. Als Beispiel wähle ich die App Democracy. Es gibt ein Start-up-Unternehmen in Berlin, das sich das Motto gegeben hat „Wahl war gestern, Demokratie ist immer“. Die App dieses Unternehmens ermöglicht, dass man über alle Entscheidungen informiert wird, die im Bundestag anstehen. Die App versorgt die Abonnenten mit den Gesetzesentwürfen und Änderungsanträgen, auf deren Grundlage man dann unmittelbar seine Meinung dazu kundtun kann.

### „Polarisierung zwischen politischen Gegnern“

Die App Democracy experimentiert mit Formen direkter Demokratie, die in unserem Verständnis der repräsentativen Demokratie so nicht vorgesehen sind. Ich bin persönlich keine Sympathisantin dieser Entwicklung, möchte es aber als Beispiel dafür anführen, dass die Digitalisierung Möglichkeiten schafft, um mit Formen direkter Demokratie zu experimentieren. Bislang sind wir davon ausgegangen, dass Formen direkter Demokratie im Flächenstaat ausgeschlossen sind. Angesichts der technischen Möglichkeiten der Digitalisierung dürfen wir gespannt sein auf die künftigen Experimente im Bereich der demokratischen Selbstbestimmung.

Und schließlich: Dimensionen von Affektivität, die ich eben schon angesprochen habe. Ich spreche von Dimensionen, die zeigen, dass neben dem rationalen Diskurs, dem sich unsere Massenmedien verschrieben haben, Konkurrenz von politischem Sprechen entsteht, das sehr stark auf den Affekt setzt, auf unsere Emotionen und bewusst darauf, diese zu aktivieren. Ich bin nicht der Meinung, dass wir es hier mit Echokammern zu tun haben im Sinne davon, dass man den Konkurrenten

oder den politisch Anderen nicht mehr wahrnimmt. Im Gegenteil: eine Person wie Hillary Clinton wird von den Rechtsnationalen genau beobachtet und öffentlich kritisiert. Die politische Rolle Clintons ist affektiv besetzt worden, um sich gegen sie abzugrenzen. Der politische Gegner wird affektiv angegriffen, um so etwas wie eine eigene politische Identität auszuprägen. Nicht die Filter-Bubble ist das Problem, sondern die Polarisierung zwischen politischen Gegnern.

„Affective Computing“ und „sentiment analysis“ folgen diesem Prinzip. Hier wird mit Data Mining, der Datenanalyse, versucht, öffentliche Diskurse auf Gefühle hin aufzuschlüsseln. Mit dem Ziel zu verstehen, welche Gefühle Äußerungen zugrunde liegen, um dieses Wissen dann wiederum zu nutzen, um Leute gezielt über Affekte anzusprechen. Hier wird sehr viel experimentiert im Bereich der Werbung, aber auch im Bereich politischer Kampagnen. Micro Targeting ist hier das Stichwort.

#### „Themenspezifische Pluralisierung“

Und schließlich haben wir, was man als Governance-Techniken bezeichnen kann, Steuerungstechnologien wie *Nudging*, eine Art aufgeklärter Paternalismus. Wenn die Leute nicht selbst einsehen, dass sie lieber Äpfel statt Pommes Frites essen sollen, dann müssen die Dinge im Supermarkt oder der Kantine eben so angeordnet werden, dass man zunächst die Äpfel sieht und nicht die dick machenden anderen Lebensmittel.

*Nudging* arbeitet mit solchen Mitteln, hier werden Daten ausgewertet und Experimente gemacht, um Bürger über ihre Affekte anzusprechen und nicht über ihren Verstand. Die demokratischen Herausforderungen, die daraus entstehen, sind, dass wir unseren Begriff von Öffentlichkeit infrage stellen müssen, unsere Vorstellung von öffentlicher Meinung im Singular. Wir beobachten derzeit eine themenspezifische Pluralisierung der öffentlichen Sphäre, die vermutlich unaufhaltbar ist. Wir sehen, dass herkömmliche Formen der Aggregation politischer Präferenzen durch Parteien an Wirksamkeit verlieren. Wir beobachten die Entstehung neuer Kollektivitäten.

Und das System, das der Jurist Jens Kersten als „repräsentative Monokultur“ bezeichnet hat, wird auch infrage gestellt durch neue Möglichkeiten der direkten Demokratie, die über digitale Medien ausprobiert werden. Wir können sagen, dass die neuen Medien – wie alte Medien auch – unsere Welt- und Selbstverhältnisse prägen. Sie sind Teil unserer Welt, wir können das Internet nicht einfach als das böse Andere in die Ecke stellen, sondern wir verändern uns mit der Nutzung digitaler Medien in unseren Wahrnehmungen und Erwartungen, und damit auch in unserem Weltverständnis.

#### „Systematische Überforderung“

Jede neue Mediengeneration bringt enorme Herausforderungen für Gesellschaften mit sich, weil unsere gewachsenen Institutionen, Traditionen und Wertvorstellungen grundlegend infrage gestellt werden. Das galt auch schon für den Buchdruck. In den Agrarregionen im südlichen Deutschland ist die Alphabetisierung lange aktiv verhindert worden, weil befürchtet wurde, dass die Leute dann nicht mehr arbeiten, sondern nur noch lesen. Auch in diesem Zusammenhang ist vor Sucht gewarnt worden. Ich als Teenager war auch komplett süchtig nach Büchern.

Die Sorgen vor den negativen Folgen neuer Medien wiederholen sich mit jeder Mediengeneration. Wir haben, wie es der Soziologe Dirk Baecker ausgedrückt hat, mit einer systematischen Überforderung gesellschaftlicher Institutionen zu tun, die sich neu ausrichten müssen.

Und schließlich möchte ich verweisen auf den Kulturwissenschaftler Andreas Reckwitz, der die schöne Formulierung geprägt hat, dass Medien auch immer Trainingsfelder für neue Lebensformen darstellen, für neue Formen der Subjektbildung. Wir üben noch und sollten uns dabei auch ein bisschen Zeit lassen.

\*

*Jeanette Hofmann ist Forschungsdirektorin des Alexander von Humboldt-Instituts für Internet und Gesellschaft und Professorin für Internetpolitik an der Freien Universität Berlin. Sie leitet die Forschungsgruppe „Politik der Digitalisierung“ im Wissenschaftszentrum in Berlin. ■*



## „Chance für einen Neuanfang“

Stephan Weichert über journalistische Innovationen und Wertegefüge

Ich bin geplättet von all diesem Input. Können Sie denn noch? Ein bisschen geht noch, oder? Ich glaube, dass wir heute sehr viele interessante Vorträge gehört haben. Ich bin jetzt derjenige, der Ihnen erklärt, was das alles mit Medien und Journalismus zu tun hat, keine ganz so leichte Aufgabe.

Ich möchte Ihnen zu Anfang jemanden vorstellen: Stephen Randall Glass. Er ist fast mein Jahrgang, ich bin Jahrgang 1973. Stephen Randall Glass war einer der gefragtsten, charismatischsten, begabtesten Reporter im Washingtoner Medienbetrieb der 90er Jahre. Stephen Glass hatte mit Anfang 20 schon viele Auftraggeber und für alle großen Magazine geschrieben, für das Musikmagazin „Rolling Stone“, für das Hochglanzmagazin „George“, für das Mode- und Zeitgeistheft „Harper's“, für das „New York Time Magazine“ und für das Politikmagazin „The New Republic“. Dort hatte er als junger Redakteur seine Karriere begonnen.

### „Trickreiches System“

Hoch dekoriert und angesehen galt Glass als Wunderkind der Branche. Er war sehr gefragt, er konnte Kollegen begeistern, in Redaktionskonferenzen mitreißend erzählen, und er hat geliefert: Tolle Gesellschaftsreportagen mit wahnsinnig spannenden Protagonisten, wunderbaren Zitaten, die fast zu schön waren, um wahr zu sein.

Genau das ist passiert an einem Tag im Jahr 1998: Stephen Glass ist gerade 25 Jahre alt, als ihm seine Gesellschaftsreportagen und Features auf die Füße fallen. Was er damals Ende der 90er angerichtet hat, war einer der größten Fälschungsskandale im US-amerikanischen Journalismus. Buzz Bissinger hat in der „Vanity Fair“ in einem Enthüllungstück diesen Fall gut zusammenfasst. Er beschreibt, wie das trickreiche System des Stephen Randall Glass, dieses Lügensystem, funktioniert hat. Am Ende hatte Glass 40 dieser großartigen Gesellschaftsreportagen und Features gefälscht, entweder in Teilen oder vollständig. Geschichten, für die er für seine Formulierungsqualität und brillanten Zitate Preise bekommen hat. Geschichten, die der gesamte Journalismus hoch gelobt hat, Geschichten, als wären sie aus einem Hollywood-Drehbuch entlehnt worden.

Wie ist der Fall damals aufgefliegen? Es ging um ein Stück mit dem Titel „Hack Heaven“. Stephen Glass porträtierte einen 15jährigen Hacker namens Ian Restil, der angeblich die Software-Firma Jukt Micronics gehackt haben soll. Diese Software-Firma soll ihn wiederum

für unendliche Summen von Geld angeworben haben. Angeblich. Auf diese Geschichte, die in „The New Republic“ erschienen ist, ist der New-Economy-Experte des Wirtschaftsmagazins „Forbes“ aufmerksam geworden. Er fand die Geschichte so spannend und aufregend, dass er eine Folgegeschichte, ein sogenanntes Follow-up, machen wollte. Zuerst fragte er sich, was das eigentlich für eine komische Software Firma sei, die Glass in bunten Farben geschildert hatte. Er selbst hatte von Jukt Micronics noch nie gehört. Auch der geschilderte Fall kam ihm ganz und gar unbekannt vor. Für ihn hatte „The New Republic“ einen Scoop gelandet, das wöchentlich erscheinende Magazin hatte eine Geschichte aufgegriffen, die dem Wirtschaftsmagazin hätte auffallen müssen.

Der Online-Redakteur, der für „Forbes.com“ gearbeitet hat, nicht für die Printausgabe, machte sich an die Recherche. Schon als er den Namen Jukt Micronics in mehrere Suchmaschinen eingab – wir schreiben das Jahr 1998, da gab es Yahoo und ein paar andere – kam eine amateurhaft gemachte Seite zum Vorschein mit nur einer Telefonnummer, die im Memberbereich von AOL angesiedelt war. Irgendwie verdächtig, dachte sich der Kollege Adam L. Penenberg. Er ahnte in diesem Moment bereits, dass an dieser Geschichte wahrscheinlich etwas faul ist und fing an, die einzelnen Fakten in dieser Geschichte nachzurecherchieren. Das nennt man im Journalismus Fact-Checking, ein Begriff, der im Kontext der Fake-News-Debatte wieder zu Ehren gekommen ist.

### „Stoff für Hollywood“

Es stellte sich heraus, dass nahezu alles, was in der Geschichte stand, von Ian Restil, dem Hacker, bis zu dieser Software-Firma, aber auch all die anderen Protagonisten, die darin vorkamen, komplett erstunken und erlogen war. Penenberg dokumentierte alles, er rief den Chefredakteur von „The New Republic“ an, warnte ihn, dass es sich bei Glass' Story „Hack Heaven“ um eine Fälschung handeln könnte. Dieser stand, wie es sich für einen loyalen Chef gehört, zu seinem Redakteur, jedenfalls solange, bis er selbst an dem Ort im kalifornischen Palo Alto war, wo Jukt Micronics sitzen sollte. Dort musste er feststellen, dass die Firma nicht existierte, dass es noch nicht einmal einen Briefkasten gab. Auch dieser Hacker war nirgendwo aufzufinden, und die in dem Stück beschriebene Hacker-Konferenz hatte niemals stattgefunden.

Daraufhin stellte der Chefredakteur Stephen Glass zur Rede. Adam L. Penenberg veröffentlichte seine Recherchen kurze Zeit später, nachdem er die Gewissheit hatte, dass es sich bei Glass um einen Betrüger und Fälscher handelte. Penenbergs Stück hatte den Titel „Lügen, verdammte Lügen und Fiktion“ und erschien 1998 bei „Forbes.com“. Dieses Stück Journalismus über falschen Journalismus gilt heute als Durchbruch des Online-Journalismus. Die bis dahin viel gescholtenen Online-Journalisten konnten von nun an auf Penenberg zeigen und dass es einer von ihnen war, der einen klassischen Print-Kollegen enttarnt und enthüllt hatte.

Wie ging diese Geschichte weiter? Wie es sich für einen guten Hollywood-Plot gehört, wurde die Story 2003 mit dem Titel „Shattered Glass“ verfilmt. Billy Ray hat einen Film mit Star-Besetzung gemacht, Hayden Christensen kennen Sie wahrscheinlich aus der „Star-Wars“-Trilogie und noch ein paar andere Stars haben mitgespielt. Der Film wurde von Tom Cruise produziert. Das bot also Stoff für Hollywood.

Stephen Glass selber, so hörte man, verbrachte viele Jahre in Therapie. Während dieser Therapie begann er ein Buch zu schreiben „The Fabulist“, ein Roman, autobiografisch geprägt, über einen pathologischen Lügner. Dieser Roman sorgte 2003 noch einmal für große Aufmerksamkeit und bescherte ihm ein sehr großzügiges Honorar. Parallel hatte er begonnen, an der George Town University Jura zu studieren, und drei mal dürfen Sie raten, wo er heute arbeitet: In Beverly Hills, nicht unweit vom Walk of Fame. In einer Anwaltskanzlei, aber nicht als Rechtsanwalt. Er wurde nämlich niemals zugelassen, obwohl er dies mehrfach beantragt hatte. Er konnte kein psychologisches Gutachten vorweisen, das ihm die Tätigkeit als Anwalt erlaubt hätte.

### „Lügensystem“

2003 gab Glass im Rahmen der Vorstellung seines Buches dem Fernsehsender CBS sein erstes Interview nach seinem tiefen Fall. In der Sendung „60 Minutes“, einem politisch investigativen Magazin, erklärte er – befragt nach seinen Motiven – unter Tränen, dass sein Antriebsmotiv vor allem war, seinen Kollegen und Lesern gefallen zu wollen. Das war der Hauptgrund, warum er zu fälschen begann. Das war die erste Geschichte. Nach seiner zweiten kam er auch nicht mehr aus dem Lügensystem heraus, das er sich aufgebaut hatte.

Sie ahnen natürlich längst, worauf ich hinaus will: Claas Relotius ist einer, der etwas ganz Ähnliches gemacht hat. Bei jedem Fakt, den ich zu Stephen Glass recherchiert habe, war ich verblüfft, wie ähnlich sich beide Fälle sind. 20 Jahre vorher ist genau das Gleiche passiert, was im Dezember 2018 klar wurde: Dass uns Journalisten das

System des Journalismus so arg getäuscht und betrogen hat. Bei der Schlagzeile „Medienskandal – Ufa will Fall Relotius verfilmen“ dachte ich, jetzt geht es auch so weiter wie bei Glass, wobei es die Frage ist, ob es nicht der eigentliche „Medienskandal“ ist, dass so schnell ein Film entstehen soll, obwohl wir das Thema noch gar nicht richtig verdaut und gedeutet haben. Und mit Sicherheit wird Claas Relotius auch ein Buch schreiben. Sie wissen, dass das Drehbuch von Juan Moreno schon existiert. Der Kollege hat es an die Ufa verkauft, und der Film wird bereits produziert.

Man kann bei aller Parallelität dieser beiden Fälle fragen: Warum konnte das noch einmal passieren? Oder was ist an dem aktuellen Fall anders? Ich glaube, ein Punkt ist entscheidend anders: Wir befinden uns in einer digitalen Öffentlichkeit. Alexander von Streit, Gründer des Online-Magazins „Krautreporter“, ehemals „Frankfurter Rundschau“, hat noch mal festgehalten, dass der Journalismus nach Relotius niemals wieder der Gleiche sein wird in einer digitalen Öffentlichkeit, die schon seit Jahren Lügenpresse und Propaganda verbreitet und auf Pressevertretern rumhaut.

Der Unterschied besteht laut von Streit vor allem darin, dass diese digitale Öffentlichkeit nicht so schnell vergisst wie die US-amerikanische Öffentlichkeit es vor 20 Jahren noch tat – trotz der damaligen gesellschaftlichen Tragweite.

### „Hausgemachte Probleme“

Ein weiterer Unterschied zu damals ist, dass der Fall Relotius in eine veritable Glaubwürdigkeitskrise des Journalismus fällt, in eine Zeit, in der man uns Pressevertretern ohnehin nicht wohl gesonnen ist. Das gesellschaftliche Vertrauen in unseren Beruf, in den Journalismus, ist extrem erschüttert, obwohl unsere Arbeit so wichtig und essenziell für unsere Demokratie ist. Wir, die Journalisten, der Journalismus ist eine Instanz, die Integrität, Authentizität und Glaubwürdigkeit braucht, um wichtiger Pfeiler der Demokratie zu sein. Aber wir leiden unter hausgemachten Problemen: der Anerkennungszwang, der Personenkult im Journalismus, der wirtschaftliche Druck. Ich könnte noch eine Vielzahl anderer Gründe aufzählen, aber trotzdem ist und bleibt unsere Arbeit sehr wichtig. Ich glaube, auch das macht den Unterschied zur Causa Glass 1998 aus, dass das Vertrauen in uns und damit unsere Glaubwürdigkeit ebenfalls angekratzt sind.

Man müsste jetzt eigentlich fragen, welche Lehren wir aus dem Fall Relotius ziehen. Ich sehe darin eine Chance zum Nachdenken – die Chance für einen „Denkzettel“. Wir müssen einige entscheidende Fragen stellen. Zum Beispiel, wie wir Glaubwürdigkeit und gesellschaftli-

che Relevanz wieder herstellen können. Es scheint mir wichtig zu fragen, mit welchen publizistischen Rahmenbedingungen wir verhindern können, dass so ein Skandal, so eine Tragödie noch einmal passieren kann. Wir sollten danach fragen, welche Auswirkungen der Fall Relotius auf das Ansehen, die Rolle und die Position des Journalismus in der Gesellschaft hat.

Wir müssen debattieren, ob wir weniger Journalistenpreise vergeben sollten, um den Personenkult und den Anerkennungszwang herunterzufahren und nicht an die Falschen Preise vergeben. Wir müssen darüber diskutieren, ob die Reportage als Stilform überhöht ist – denn dafür gibt es die meisten Preise. Vielleicht werden gerade dadurch Fälscher animiert, tolle, bunte Reportagen zu schreiben mit fiktiven Einstiegen, fingierten Elementen. Es gibt Diskussionen darüber, ob wir besseres Fact-Checking brauchen, also bessere Fakten-Prüfer.

Es werden Köpfe beim Spiegel rollen, die dafür verantwortlich gemacht werden, dass eine Reihe solcher Texte bei ihnen durchgerutscht sind. Ich glaube jedoch, dass diese aktuelle Branchendebatte in eine falsche Richtung läuft. Natürlich kann und soll man über das Handwerk und unsere Selbstoptimierung ständig nachdenken und diskutieren, aber diese Fälscher-Thematik hat eine weitergehende gesellschaftliche Tragweite und berührt ganz andere Themen, die damit zu tun haben, wie Innovation und Werteorientierung in Einklang zu bringen sind.

### „Junge Zielgruppen“

Für mich steht die Frage im Zentrum, was wir tun können, um die Glaubwürdigkeit des Journalismus wieder zu stärken. Ich sehe dabei drei große Herausforderungen – es gibt sicher noch mehr, aber ich will drei konkret zur Diskussion stellen. Sie bilden in gewisser Weise die Klammer, wenn wir über Glaubwürdigkeit und Werteorientierung im Journalismus sprechen.

Die erste Herausforderung ist eine ganz simple. Wie erreichen wir Journalisten mit unseren Inhalten junge Zielgruppen, Jugendliche und junge Erwachsene? Ich habe auch zwei Kinder zu Hause, die sind noch etwas zu klein, um sich mit Journalismus zu beschäftigen, aber sie interessieren sich schon für Nachrichten, neue Informationen, sie mögen Zeitungen und das iPad. Irgendwann werden sie sich wahrscheinlich auch für journalistische Inhalte interessieren.

Die Schlüsselaussage dieser Generation, die wir in der Forschung auch Millennials nennen, ist 2008 von einem New Yorker College-Studenten in der „New York Times“ im Rahmen einer Studie mit Fokusgruppen-Interviews gefallen. Sie ist so bezeichnend und deshalb viel zitiert:

„If the news is that important, it will find me“. Diese Aussage eines Millennials bringt das Problem auf den Punkt.

Die Welt der Millennials sieht so aus: Nachrichten erreichen Jugendliche – wenn es überhaupt journalistische Nachrichten sind – auf den Kanälen, auf denen sie zu Hause sind, wo sie leben, wo sie ihre Zeit verbringen, wo sie süchtig nach Facebook & Co. sind. Da tauschen Millennials, Jugendliche und junge Erwachsene und auch schon die ersten „Zillennials“, also die Generation danach, ihre Informationen aus. Wenn sich die Mediennutzung so stark auf soziale Netzwerke konzentriert, stellt sich die Frage unweigerlich, wie Journalismus auf diese Kanäle kommt, wie er auszusehen hat, und wie dort Geschichten erzählt werden.

### „Der Millennial-Code“

Vor zwei Jahren habe ich eine Studie gemacht, die mit Fokusgruppen gearbeitet hat, um die Sicht der Millennials stärker zu akzentuieren, um herauszufinden, was sie eigentlich wollen. Wo erreichen wir sie? Was ist ihnen wichtig? Wie sehen sie Journalismus? Wir haben dazu eine Reihe verschiedener Situationen in unterschiedlichen Altersgruppen betrachtet. Millennials waren im Erhebungsjahr der Studie 15 bis 35 Jahre alt. Aus diesen Fokusgruppen-Gesprächen sind mehrere Studien erschienen, die der Frage mit Empfehlungen an Redaktionen nachgehen, also: Wie können wir den Millennial-Code entschlüsseln? Wie können wir mit Inhalten, Nachrichten, Journalismus diese Zielgruppe erreichen?

Wir haben versucht, möglichst keine Journalisten und Medienstudenten, sondern Personen aus anderen Berufsbranchen zu befragen. Wie Leila, eine Steuerfachberaterin aus Bremen, 35 Jahre alt, alleinerziehende Mutter eines siebenjährigen Sohns, sie selbst hat Migrationshintergrund und stammt aus der Türkei. Wir haben, aufbauend auf diesen Gesprächen, Personas gebildet, um Wünsche und Bedürfnisse in bestimmten Zielgruppen abzubilden. Das heißt, wir haben aus den Gesprächen Kernaussagen destilliert, um daraus bestimmte Erkenntnisse stellvertretend für andere soziologische Gruppierungen abzuleiten.

Eine der Kernaussagen von Leila war beispielsweise, dass die Glaubwürdigkeit des Journalismus durch Neutralität und Transparenz gewährleistet werden kann. Darüber hinaus hat sie große Schwierigkeiten, von Journalisten professionell gemachte Inhalte und nicht-professionelle Inhalte, die von irgendjemand geteilt werden, auseinanderzuhalten. Da schwimmt die Kenntlichkeit oder Sichtbarkeit des Journalismus, der Quellen, immer mehr. Nehmen wir Facebook oder Twitter als Beispiel. Es fällt

den Nutzern hier immer schwerer, private von öffentlicher Kommunikation zu unterscheiden, da scheinbar alles in einen Trichter fällt. Aus meiner Sicht wird die Erkennbarkeit und Kenntlichkeit von Nachrichten eines der großen Forschungsthemen für die Medien- und Kommunikationswissenschaften der nächsten Jahre sein.

### „Psychische Überlastung“

Der zweite Punkt: Wie können wir Hassrede eindämmen und Nutzerdiskurse zivilisieren? Auch das haben wir heute schon gehört. Hassrede ist eine der größten Herausforderungen, vor allem für Redaktionen. Die Ausgangslage ist eigentlich eine Katastrophe: Es gibt keine Ressourcen, es gibt keine Strategie, es gibt keine Systematik, es gibt auch keine richtige Bereitschaft und keine Lust der Redakteure, den Dialog mit den Nutzerinnen und Nutzern noch on top zu erledigen. Was ich aus Gesprächen weiß, ist, dass die Form der psychischen Überlastung ein enormes Ausmaß angenommen hat. Social Media Redakteure bräuchten psychologische Begleitung, doch die bekommen sie zumeist nicht.

Auch daraus sind zwei wissenschaftliche Publikationen entstanden. Das Whitepaper „Hasskommentare im Netz - Steuerungsstrategien für Redaktionen“ gibt es kostenlos im Netz. Für die eigentliche wissenschaftliche Studie „Hass im Netz - Steuerungsstrategien für Redaktionen“ im Auftrag der Landesmedienanstalt Nordrhein-Westfalen (LfM) haben wir Motivations- und Steuerungsstrategien für Redaktionen entwickelt, der Bedarf nach solchen Handreichungen ist enorm groß.

Dazu haben wir zunächst Facebook-Diskursverläufe analysiert, um herauszufinden, wo gesellschaftliche Gespräche eskalieren und wie Redaktionen deeskalierend eingreifen können. Eine weitere Frage war: Können Journalisten versuchen, diese in eine konstruktive Richtung zu steuern? Wir haben dazu eine Diskurs-Ampel entwickelt, um Diskurse zu typologisieren und zu charakterisieren. Rot steht zum Beispiel für hass- und konfliktgetriebene Diskurse, grün steht für konstruktiven Dialog, also sich die Hand zu geben, für Verständigung zu sorgen und für Redaktionen auch etwas Produktives dabei herauszuziehen.

Dann haben wir uns die Kommentare in den Kommentarbereichen der Redaktionen angeschaut. Wir haben darauf geachtet, dass öffentlich-rechtliche und auch private Sender dabei sind, Radio und Fernsehen, sowie Printverlage. Aufgabe war, die Themenmischung und auch die Struktur von Diskursen zu charakterisieren. Man bekommt schnell eine Ahnung davon, wenn man sich die Headlines durchliest, welche Themen besonders

konfliktbeladen sind. Wie erwartet sind das „Israel“ und „AfD“. Themen wie „LKW der Zukunft“ oder „Frau verursacht Totalschaden wegen Spinne im Auto“ sorgen eher für Humor oder einen lustigen Gesprächsverlauf, aber auch für selbstregulierende Elemente im Diskurs.

Es sind also vor allem gesellschaftliche Reizthemen, die für Redaktionen sehr schwierig zu steuern sind. Die Erkenntnis aus dieser LfM-Studie kann in einem Satz zusammengefasst werden: Es lohnt sich immer, egal wie hasserfüllt der Hater oder der Troll ist, in den Dialog zu gehen. Es lohnt sich für Redaktionen, das Gespräch zu führen.

Ein Beispiel hierfür ist die ARD-„Tagesschau“, deren Redaktion mit dem Format „Sag's mir ins Gesicht“ mit Leuten in Kontakt tritt, sogar mit den Allerschlimmsten. Kai Gniffke, Chefredakteur von ARD-Aktuell, bietet an: „Kommen Sie zu uns, führen Sie ein Facebook-Live-Gespräch mit mir, sagen Sie mir Ihre Meinung ins Gesicht“ - wie das Sendeformat es schon sagt. Dieses Angebot stellte sich als konstruktiv heraus, mit dem der Publikumsdialog sehr gut gefördert werden kann.

### „Konstruktiver Dialog“

Schließlich haben wir ein Koordinatensystem entwickelt, je nachdem wie aufwendig und intensiv sich Redaktionen in die Diskurs-Kultur ihrer Nutzer einbringen oder wie bequem sie es sich machen wollen. Man sieht hier eine Reihe von Maßnahmen wie Blockieren, Ignorieren, vielleicht auch Bestrafen, Dekonstruieren. Das sind alles Maßnahmen für Redaktionen, die vielleicht nicht die personellen Ressourcen haben, um in einen zeitaufwendigen Dialog zu treten. Auch das ist natürlich eine Möglichkeit.

„Verfolgen statt nur löschen“ heißt eine Initiative der LfM, die sich dafür einsetzt, juristische Tatbestände daraus zu entwickeln, wenn es justiziable Anfeindungen in Kommentarbereichen gibt. Denn wir sind eben nicht in den USA, wo andere Regeln gelten. Dennoch sagen wir, dass sich die Investition in Moderation und Kommunikation mit den Nutzern immer lohnt. Investiert ein Medienhaus mehr in Social-Media-Redakteure, entwickelt mehr Hilfestellungen, versucht eine Systematik und eine Strategie zu erarbeiten, wird der konstruktive Dialog gestützt und in eine richtige Richtung geschoben. Dazu gehören zum Beispiel alle Elemente, die einen Dialog befruchten, wie Dialogisierung, Solidarisierung, Umarmung oder Verständnis. Das ist es, was wir empfehlen, um einen gesellschaftlichen Dialog in Gang zu setzen und diesen möglichst zugunsten der Medienhäuser zu entwickeln.

Nun komme ich zum letzten Punkt, der für mich nicht weniger wichtig ist: So gut wie jeden Tag gibt es Nachrichten über Kriege, Krisen und Katastrophen. Nachrichtensendungen werden so zu einem Ort des Fürchtens. Eine entscheidende Frage ist daher, wie können Medien in Zukunft konstruktiver und lösungsorientierter über Probleme berichten? Es könnte durchaus sein, dass wir durch diese Art der Berichterstattung, die Fokussierung auf das Krisenhafte in der Welt, mit der wir tagtäglich in den TV- und Radio-Nachrichten, aber auch in anderen Medien zu tun haben, Populisten wie Trump erst ermöglicht haben.

### „Krisenfixierung“

Warum ist das so? Einer der klügsten Köpfe im konstruktiven Journalismus, der ehemalige Nachrichtenjournalist Ulrik Haagerup, hat es klar beschrieben: Donald Trump bedient sich genau der alten Regeln und Mechanismen der Nachrichten: Er liefert Drama, Konflikt, Verbrechen, Opfer – darauf springen die Medien an. Es könnte also durchaus sein, dass wir als Medien viele Jahre lang den Populisten gerade in sozialen Medien mit unserer Krisenfixierung Vorschub geleistet haben. Auch bei der „Tagesschau“ findet sich nach wie vor diese Krisen-Verklammerung – auch wenn sie gerade mit neuen Sendeformaten im Bereich konstruktiver Journalismus experimentiert.

Nutzungsstudien lehren schon seit vielen Jahren, dass die Mehrheit der Mediennutzer die Nachrichten als zu krisenfixiert und vor allem als belastend erlebt. Gerade die jungen Zielgruppen wenden sich als Konsequenz komplett von journalistischen Medien ab, weil die Berichterstattung nicht in ihre Lebenswirklichkeit passt, weil sie sich gestresst fühlen und überfordert sind. Es ist jedoch überaus wichtig, über konstruktive Positionen, Perspektiven und Lösungsansätze, zum Beispiel was Klimawandel, Armut und andere Probleme in der Welt angeht, zu berichten, um die Relevanz der Nachrichten

und auch die Werteorientierung in den Medien zu steigern.

Es gibt viele *Best Practices*, die zum Beispiel „Perspective Daily“, der NDR, die Deutsche Welle, die „Sächsische Zeitung“ und „Der Spiegel“ erfolgreich praktizieren.

### „Glaubwürdigkeitskrise überwinden“

Wie könnte die Zwischenbilanz aus dem Fall Relotius lauten, wenn wir über Wertegefüge sprechen? Ingrid Scheithauer hat den Obertitel meines heutigen Vortrages gewählt, deshalb sage ich es Ihnen mit diesen drei Sätzen: Was kommen muss ist der Mut, unsere Komfortzone zu verlassen. Was bleibt ist die Glaubwürdigkeit, die Verantwortung und die Authentizität, die der Journalismus liefern und leisten kann. Weil nichts wichtiger ist in diesen Zeiten als das – wenn wir als Wahrheitsverkünder des 21. Jahrhunderts wirken wollen. Was vergeht, ist hoffentlich die Scham. Die Scham über das Stigma des Falles Relotius, das uns alle betroffen macht und für den wir uns alle irgendwie mitverantwortlich fühlen.

Ich glaube, dass wir die Glaubwürdigkeitskrise insgesamt überwinden und diesen Skandal als Chance für einen Neuanfang begreifen sollten, der den Journalismus hoffentlich stärker macht als er je war. Denn man soll uns nicht nachsagen, wir hätten es nicht versucht.

\*

*Stephan Weichert ist Leiter des Masterstudiengangs „Digital Journalism“ an der Hamburg Media School. Dort leitet er auch das „Urban Storytelling Lab“ und das Digital Journalism-Fellowship-Programm. Er ist außerdem Gründer des Think Tanks Vocer.org, der den Umbruch in der Medienlandschaft begleitet und die damit verbundenen Folgen für die Gesellschaft analysiert. ■*

## „Abhängigkeit im doppelten Sinne“

### Diskussion über Kommunikationskultur im Digitalen

**Lena Jakat:** Herzlich willkommen zur Debatte. Stephan Weichert kennen Sie schon, Markus Gabriel ebenfalls. An meiner Seite sitzt Dorothee Meister, Professorin für Medienpädagogik an der Universität Paderborn. Herzlich willkommen. Sie beschäftigt sich vor allem mit empirischer Forschung im Bereich Medienpädagogik an der Schule und wie insgesamt Medienpädagogik heute funktionieren kann. Seit 2015 ist sie Vorsitzende der Gesellschaft für Medienpädagogik und Kommunikationskultur (GMK). Frau Meister, ist uns die Kommunikationskultur abhandengekommen?

**Dorothee M. Meister:** Als 1984 die GMK von Fachleuten aus Bildung, Kultur und Medien gegründet wurde, ging es in der Tat nicht nur um Medienpädagogik, sondern auch um Kommunikationskultur. Es gab die Vision, in einem herrschaftsfreien Diskurs miteinander reden zu können, um sich Wahrheiten anzunähern. Heute, also 35 Jahre später, leben wir in einer Welt mit vielen Kommunikationskulturen. Ich sehe nicht, dass uns die Kommunikationskultur abhandengekommen ist, wir haben es vielmehr mit einer Vervielfältigung der Kommunikationskulturen zu tun. Wir haben also eher die Schwierigkeit, die pluralen Sichtweisen zu ordnen, und müssen überlegen, wohin wir wollen. Durch Individualisierungen und auch die Globalisierung stehen vielfältige Facetten neben- oder auch gegeneinander. Für uns ist es sehr spannend zu sehen, was etwa Jugendliche in unterschiedlichen Kommunikationsräumen machen und welche Kommunikationsweisen sie pflegen.

**Jakat:** Einer dieser Kommunikationsräume, den Stephan Weichert angesprochen hat, ist der digitale Debattenraum auf Facebook, über den man sicher sagen kann, die Kultur ist dort ein bisschen rauer geworden. In Ihrer Studie und den Untersuchungen, die dann in eine Handreichung gegen *Hate Speech* gemündet sind, haben Sie herausgefunden, dass es oft einige wenige, dafür aber sehr laute Stimmen sind, die Diskussionen entgleiten lassen und die Kommunikationskultur so hässlich machen.

**Stephan Weichert:** Die Mehrheit schweigt, das kennen wir auch von Hotel- oder Restaurantbewertungen. Wenn die Gäste zufrieden sind, schreiben sie meist nichts. Nur wenn ein Haar in der Suppe war, wenn irgendetwas nicht gestimmt hat, äußern sie sich. Das ist im Netz auch so. Wo große Unzufriedenheit herrscht, wo einige testosterongeladene Menschen ihrem Ärger Luft machen, wo es knallt, beteiligen sich meistens nur ganz wenige, und die Mehrheit schweigt. Es sind übrigens nicht nur Männer, die unter der Gürtellinie

diskutieren, wir haben auch viele Frauen im harten Gefecht erlebt.

**Jakat:** Sie haben angedeutet, wie man mit denen umgehen kann, also wie man auf sie zugehen kann, ihnen ein Gespräch anbieten kann. „Embracing“ haben Sie das genannt. Was bedeutet das?

**Weichert:** Wir haben festgestellt, wenn ein Journalist in einen Dialog tritt, werden diese Leute relativ zahm. Diese Erfahrung machen auch die Redaktionen, die sich auf ein Gespräch mit den Nutzern einlassen. Die Leute müssen ihr Gesicht zeigen und können sich nicht mehr in der Anonymität verstecken. Sie werden zugänglich für Argumente. Es lohnt sich also immer, in ein Gespräch oder sogar in eine verbale Umarmung zu treten. Irgendwann werden wir hoffentlich jeden Troll so heftig umarmt haben, dass alle sprachlos sind. Das ist meine Hoffnung.

**Jakat:** Der umgekehrte Ansatz wäre, die schweigende Mehrheit zu ermutigen oder zu ermächtigen, selbst Initiative oder Gegenrede zu ergreifen. Frau Meister, sehen Sie Ansätze in der Medienpädagogik, wie man Leute ermächtigt, sich in einem polarisierten Umfeld zu äußern?

**Meister:** Es ist wichtig, dass Menschen befähigt werden, sich wirklich und reflektiert zu äußern. Wichtig ist es auch, mit Jugendlichen darüber zu sprechen, welche Wirkmechanismen bestehen und wie Kommunikationsstrukturen funktionieren. Aber auch was die Leute bewegt, sich abwertend zu äußern, und dass man sich nicht alles gefallen lassen muss. Es ist wichtig, Jugendliche, aber auch Erwachsene zu stärken. Im Netz muss man wahrscheinlich wachsammer sein als im sonstigen Leben. In der direkten Kommunikation sieht man die Reaktion des anderen, da äußert man viele Dinge weniger hart, weil andere einen anschauen, weil sie Signale geben. Mediale Kommunikation hat sich entwickelt: Vom Brief über das Telefon bis hin zu sozialen Medien, die jeweils spezifische Kommunikationsformen ausgebildet haben. Bei der Online-Kommunikation ist das Besondere, dass die Menschen stark auf sich selbst bezogen sind. Von daher ist es wichtig, das Embrace-ment zu haben. Es ist wichtig zu merken, dass man nicht allein, dass man sozial eingebettet ist, dass Reaktionen kommen. Dann sind Äußerungen und Verhalten anders.

**Jakat:** Einer der erschreckendsten Vorfälle von selbstbezogenem antisozialem Verhalten der vergangenen Wochen war, wie das Attentat von Christchurch in den

sozialen Medien aufgenommen wurde. Dieses Video wurde hundert- und tausendfach geteilt, auch nachdem es von Facebook gelöscht worden war. Facebook selbst sagt, in den ersten 24 Stunden wurde 1,5 Millionen Mal versucht, es hochzuladen: Ich habe mich bei Ihrem Vortrag, Herr Gabriel, schon gefragt: Sind da unsere Maschinen kaputt? Oder welches Belohnungssystem steht dahinter, das dieses Verhalten beeinflusst?

**Markus Gabriel:** Es gibt sicher Motivlagen, teilweise auch pathologischer Art wie Voyeurismus. Vor allem ist der Mensch ein massiv gefährdetes Lebewesen, weil die größte Gewissheit, die wir haben, ist, dass es nie ein gutes Ende gibt. Es endet immer mit dem Tod; und damit umzugehen ist eine der größten Schwierigkeiten des menschlichen Lebens. Bei solchen voyeuristischen Veranstaltungen und Selbstmordattacken ist die interessante Frage, was ein öffentlicher Selbstmord bedeutet. Es hat sich medial sehr viel verändert seit 9/11. Wir erleben noch die Nachwehen dieser medialen Inszenierung von Terror, als wir einer solchen „Show“ derart massiv ausgesetzt waren. Man muss sich noch mal fragen: Was sind die sozio- oder psychosozialen Grundlagen dessen, was sich in der Form von Trollen und anderen ausagiert? Da ist noch mehr dahinter. Wenn man diese Personen an einer bestimmten Stelle, zum Beispiel durch Embracing, ausbremst, was durchaus wichtig ist, sind sie dennoch da. Damit sind wir bei der Frage: Was sind unsere gesellschaftlichen Probleme, die dazu führen, dass es solche Personen gibt? Und warum werden diese Probleme womöglich verstärkt durch eine neue mediale Infrastruktur?

**Weichert:** Es wäre interessant zu wissen, wer sich das Video von Christchurch angeschaut hat (*Frage an die Zuhörer\*innen im Saal*)? Keiner? Gut, es war schnell weg, aber wow – große Selbstbeherrschung hier im Publikum. Ich muss gestehen, ich habe es mir sofort angeschaut, auch aus dem Gefühl heraus, ich muss – allein schon aus professionellen Gründen – wissen, was die „Bild“-Zeitung wieder Verrücktes mit dem Video angestellt hat. Und ein Psychologe könnte es wahrscheinlich näher erklären, was dahintersteckt. Ob es die reine Neugier ist oder was da bei uns befriedigt wird. Ich als studierter Soziologe sage, dass es beim Voyeurismus in der Regel Neugier ist.

**Gabriel:** Das ist schon ein komplexer Fall, was alles an psychologischer Apparatur hier bespielt wird. Aber eines müssen wir uns klarmachen: Wenn jemand herumliefe wie in den 80er Jahren mit einer VHS-Kassette und würde 1,5 Millionen Kopien auf der Straße verteilen, bespielt mit dem Video, hätte das sehr große Konsequenzen. Faktisch ist diese Person Facebook, es gibt

diese Person mit den 1,5 Millionen Video-Kassetten. Wir müssten genauso reagieren gegenüber Facebook, wie wir auf diese Person reagieren würden. Das ist exakt die analoge Situation. Das ist der eigentliche Skandal, es müssten sehr viele Menschen im Gefängnis sitzen.

**Weichert:** Wobei das Video auf Facebook viel niedrighschwelliger ist als eine VHS-Kassette. Ich muss nichts Physisches in ein Gerät schieben, sondern das Video ist im Netz oft nur einen Klick weit entfernt, ob ich mir Gewalt, Pornografie oder andere kriminelle Dinge im Netz anschau.

**Gabriel:** Es ist wie Drohnenkrieg. Ob ich alle Hochzeitsgäste mit einem Säbel erledige oder mit einer Drohne – es ist leichter, es mit der Drohne zu machen, aber ich habe immer noch die Hochzeitsgäste erledigt.

**Jakat:** Markus Gabriel sagt, man müsse Facebook und soziale Netzwerke viel stärker, auch rechtlich, zur Verantwortung ziehen. Die Frage, vor der viele Medien in Deutschland stehen, ist, dass sie auf den traditionellen massenmedialen Kanälen wie Fernsehen, Zeitungen junge Menschen und breite Teile der Öffentlichkeit nicht mehr erreichen. Wenn man dahin geht, wo sie sind, zu Facebook oder zu Instagram, unterwirft man sich dem importierten Normensystem, zum Beispiel von Facebook. Wie sehen Sie die Abwägung, Herr Weichert? Sollten die Medien dahin gehen?

**Weichert:** Das ist eine schwierige Frage, denn wir Profis stecken in einem Dilemma. Anfang April 2019 hat Facebook in einer großen Charmeoﬀensive verkündet, dass sie zwei Millionen Euro über den deutschen Regionalzeitungsverlagen ausschütten wollen. In den USA stellt Facebook dafür insgesamt 300 Millionen Dollar zur Verfügung. Ich selbst gehöre auch zu den Förderempfängern von Facebook: Vor einem Jahr habe ich das „Digital Journalism Fellowship“ entwickelt, ein kostenloses Weiterbildungsprogramm für Journalist\*innen, das ich seit November 2018 mit Hilfe einer Spende von Facebook erfolgreich umsetze. Für mich war es die Grundbedingung, das Programm nur dann zu machen, wenn es vollkommen unabhängig von den Interessen Facebooks umgesetzt werden kann. Sobald auch nur annäherungsweise in irgendeiner Form von Facebook versucht worden wäre, Einfluss auf Inhalte oder die Auswahl der Teilnehmer\*innen zu nehmen, hätte ich das Programm gestoppt. Eine solche Förderung löst natürlich langfristig nicht das Problem der Abhängigkeiten von einzelnen wenigen Förderern.

Ich hoffe daher sehr auf ein noch stärkeres Engagement der Landesmedienanstalten wie durch das Journalismus-Lab „Vor Ort NRW“, das die LfM in Düsseldorf betreibt. Ich hoffe auf den Staat, was generelle Subventionen

für Journalismus angeht, zum Beispiel in Form der Förderung eines funktionierenden Start-up-Ökosystems im Medienbereich. Hier hat die Stadt Hamburg unter Kultursenator Carsten Brosda und mit der Initiative Next Media einen guten Anfang gemacht. Schließlich sind auch Stiftungen bundesweit stärker gefragt, ihre Förderrichtlinien auf gemeinnützige Formen des Journalismus auszurichten. Die Frage, die ja offenkundig im Raum steht, lautet: Ist Journalismus ein schützenswertes Gut, das wir in den nächsten 20 Jahren erhalten müssen, weil es nicht mehr am Markt bestehen kann?

**Jakat:** Es gibt darüber hinaus noch eine andere Abhängigkeit, im publizistischen Bereich. Jahrelang haben sich viele Verlage auf den Traffic verlassen, den Facebook gebracht hat. Doch dann wurde der Algorithmus geändert, damit brachen die Leserzahlen massiv ein, und die Verlage hatten keinen Einfluss darauf.

**Weichert:** Dieses Gemeinmachen mit der Infrastruktur ist ein anderer, eher publizistisch interessanter Aspekt. Müssen jetzt alle Redaktionen Snapchat- oder Instagram-Stories machen? Wie stark passt man sich der Infrastruktur von Facebook oder Twitter an? Es ist bisher noch keinem Verlagskonsortium gelungen, eine ähnlich mächtige Struktur aufzubauen. Vielleicht passiert das irgendwann einmal. Auch deshalb ist letztlich die Politik sehr viel stärker gefordert, in nächster Zeit konkrete Initiativen und Maßnahmen zu fördern, die sich für eine werteorientierte und verantwortungsvolle Digitalisierung einsetzen.

**Meister:** Dem stimme ich zu, auch ich sehe es als großes Problem, dass die Tech-Companies die Leute so antriggern. Wir hatten früher StudiVZ, das 2005 gegründet wurde, und SchülerVZ (2007). Beide Online-Communitys waren in der Art, wie sie funktioniert haben, für bestimmte Zielgruppen passend. Aber dann haben die US-Firmen sich so stark professionalisiert, dass es immer schwieriger wurde, ihnen etwas entgegenzusetzen. Mir scheint, dass Regulierungen wichtiger werden, um damit Transparenz zu ermöglichen, oder auch dass Jugendschutzmaßnahmen wirklich installiert werden.

**Jakat:** Damit sind wir wieder bei Markus Gabriel: Auch wenn diese Regeln existieren, werden sie oft nicht durchgesetzt, weil die Tech-Konzerne nicht in Deutschland sitzen. Ich möchte die Situation des Nutzers betrachten. Frau Meister, wie steht es um die Ermächtigung des Konsumenten im neuen Zeitalter. Wird da genug getan?

**Meister:** Nein, sicher nicht. Bund und Länder haben sich zwar auf den Digitalpakt für die Schulen verständigt. Aber es reicht eben nicht, dass digitale Technik

in die Schulen kommt, so wichtig das auch ist. Aus meiner Sicht müssen erst einmal die Lehrerinnen und Lehrer befähigt werden, digitale Technik sinnvoll in den Unterricht zu integrieren. Sie brauchen zudem Materialien, um guten Unterricht machen zu können. Der Einsatz digitaler Technik wird zu Veränderungen des Unterrichts führen, dazu ist zum einen die Ausbildung der Lehrerinnen und Lehrer gefordert und zum anderen entsprechende Fortbildung. Doch im Aus- und Fortbildungsbereich wird viel zu wenig gemacht. Es gibt auch zu wenig gute Konzepte, die bekannt sind. Und diese wenigen guten Konzepte haben kaum Chancen, transparent und vielfältig umgesetzt zu werden.

Hinzu kommt, dass wir keinen Fortbildungszwang haben für Lehrerinnen und Lehrer, zumindest in den meisten Bundesländern. Lehrer können, aber sie müssen sich nicht weiterbilden. Es ist einfach notwendig, dass wir uns in einem breiten gesellschaftlichen Diskurs verständigen: Was brauchen wir, wie können wir die nachwachsende Generation in unserem Sinne befähigen, die digitalen Möglichkeiten zu nutzen? Natürlich können die jungen Leute vielfach technisch damit umgehen, aber es geht darum, Bildungs- und Reflexionsprozesse und Analyseformen zu entwickeln und sich zurechtzufinden.

Wenn Leute im Netz recherchieren, finden sie so viele Informationen. Aber was davon ist vertrauenswürdig?

Wie kann ich vertrauenswürdige Quellen finden? Und woher weiß ich, was eine vertrauenswürdige Quelle ist? Man muss auch üben, lange Texte im Internet zu lesen, zu scannen und zu erfassen. Und man muss üben, diese Texte dann ganz kurz zusammenzufassen. Das ist

anspruchsvoll. Und bevor wir das alles von Schülerinnen und Schülern erwarten, müssten erst einmal die Lehrerinnen und Lehrer und auch die Eltern befähigt werden, diese Kompetenzen zu erlangen. Das ist eine große gesellschaftliche Herausforderung.

**Gabriel:** Als Freund der Aufklärung setze ich auf Kooperation. Wir haben heute mehrfach vom Strukturwandel der Öffentlichkeit gesprochen, über Jürgen Habermas und davon, dass die alten Printmedien, wie man sie kennt, sehr viel damit zu tun haben, wie Öffentlichkeit heute aussieht, und dass das irgendetwas mit unseren Werten zu tun hat. Warum schlägt man nicht zurück? Die große Stärke des Journalismus ist die Investigation. Das sind die großen Momente, die alle feiern. Warum deckt man nicht sehr viel mehr auf? Journalisten müssten sich zusammentun und angreifen. Sie sind eine wichtige Waffe im Widerstand gegen die Attacke aus dem Silicon Valley. Je mehr man aufdeckt in der Frage, je mehr man das freundliche Image des Harvard-Studenten Mark Zuckerberg, der einfach nur Glück gehabt haben soll, zerstört, je mehr man klarmacht, dass es viele freundliche Studenten gibt,

*„Es geht darum, Bildungs- und Reflexionsprozesse und Analyseformen zu entwickeln.“*



die gern eine Plattform gründen möchten, aber nur einer davon Milliardär wurde. Wie hat er das gemacht? Was ist die Skrupellosigkeit, die hinter dem Erfolg steht? Warum macht man nicht eine solche Enthüllungsgeschichte? Jede Ministerin, die einen Dokortitel hat, wird von der Freien Universität sofort untersucht, wie viel an der Dissertation echt ist. Warum geht man nicht in die Offensive? Ich sehe nur Defensive. Es gibt ökonomische Gründe, Facebook und die anderen Großen haben Klicks und Kunden und Aufmerksamkeit und Geld. Das ist David gegen Goliath. Aber David hat gewonnen.

**Jakat:** In den vergangenen Jahren wurde viel über Facebooks dunkle Seiten berichtet, von Cambridge Analytica bis hin zu den nicht geschützten Millionen Nutzerdaten. Das Image von Facebook hat in meinen Augen massiv gelitten; das ist wahrscheinlich auch einer der Gründe, warum Herr Zuckerberg jetzt gerade in Deutschland war. Es ist auch zu beobachten, dass gerade bei den jungen Menschen Facebook nicht mehr die Rolle spielt wie noch vor einigen Jahren, sondern dass die Kommunikation sich zunehmend zu Instagram verlagert oder zu Whatsapp, beides Facebook-Töchter. Kommunikation wandert mehr in geschlossene Räume, in die die Öffentlichkeit und damit auch wir Journalisten keinen Einblick haben. Diese Räume sind noch viel schwieriger zu kontrollieren. Wie bewerten Sie diese Entwicklungen, Herr Weichert?

**Weichert:** Ich möchte noch etwas zu dem vorigen Punkt sagen: Ich finde es wichtig, dass sich das Rollenbild von Journalisten noch stärker in Richtung „Ermöglicher von Medienkompetenz“ verändert. Das schöne altmodische Konzept der Medienkompetenz, das sich heute „News Literacy“ nennt, wird immer stärker zur Aufgabe des Journalismus, und das heißt vor allem: den gesellschaftlichen Diskurs ermöglichen. Ich hatte es in meinem „Denkzettel“-Vortrag schon gesagt: Journalisten müssen stärker als Botschafter ihrer selbst wirken, sie müssen ihre Arbeitsweise transparenter machen, und sie müssen versuchen, den Hass-Dialog im Sinne eines gesellschaftlichen Austauschs zu zivilisieren. Ich finde es deshalb besonders anregend, dass dieses Thema für die heutige Konferenz gewählt worden ist und sich dazu so viele unterschiedliche Disziplinen versammelt haben. Es gibt für mich im Moment kein brisanteres Thema als Medien- und Nachrichtenkompetenz, übrigens auch nicht im Hinblick auf die Bedeutung und Rolle der Landesmedienanstalten im digitalen Zeitalter. Und noch etwas: Die Digitalisierungsdebatte war in Deutschland immer stark technikfokussiert. Innovation hat man seit jeher mit technischer Innovation gleichgesetzt, die Gesellschaft wurde meist hintangestellt. Das humanistische Ideal ist in den vergangenen 20

Jahren in der Internet-Debatte fast völlig verloren gegangen. Deswegen finde ich auch die Frage, wie es mit der Digitalisierung an den Schulen weitergehen soll, geradezu bigott. Es geht nämlich nicht darum, iPads in Schulen zu verteilen. Und es geht auch nicht nur darum, Lehrer zu ermächtigen, ihren Schülern das Internet zu erklären. Es geht um einen gesellschaftskritischen Diskurs.

Und da bin ich auch wieder bei Habermas und der Frage, wie der digitale Strukturwandel das humanistische Ideal allmählich verändert: Wo also bleibt eigentlich der Mensch in dieser ganzen Digitalisierung?

Herr Becker sagte in seiner Auftaktrede über die Serie „Black Mirror“, dass das Scoring keine Fiktion mehr sei, sondern bereits Realität. Warum haben wir nicht mehr Respekt davor, warum wagen wir keinen Schulterchluss, um uns dagegenzustellen? Warum führen wir nicht, analog zu den autofreien Sonntagen in den 70er Jahren, regelmäßige Digital-Detox-Tage ein, an denen wir uns Achtsamkeit im Umgang mit digitaler Technologie beibringen und uns ganz bewusst entwöhnen? Ich bin überzeugt davon, dass es uns viel besser gehen würde, wenn wir 48 Stunden einmal kein Internet nutzen und kein Smartphone zur Hand nehmen, weil wir uns wieder auf die Realität um uns herum konzentrieren können. Ich finde einen interdisziplinären Diskurs, so wie wir ihn hier praktizieren, wirklich sehr dringlich. Allerdings, um auf Markus Gabriels Idee einzugehen, sehe ich nicht, dass der Journalismus oder die Medienkritik allein die Speerspitze derjenigen bilden kann, die den Aufstand proben. Vielmehr müssen sehr verschiedene Disziplinen zusammenkommen und die Probleme aus verschiedenen Perspektiven durchdenken, um Lösungen zu erarbeiten. Das wäre ein vielversprechender Ansatz, zu dem Journalismus sehr viel beitragen kann.

**Meister:** Ich möchte etwas ergänzen: In der Schule soll es nicht nur um Mediendidaktik, also Lernen mit Medien, gehen, sondern auch um kritische Reflexion des Medienumfelds, in dem wir uns bewegen. Aus meiner Sicht ist Schule der richtige Ort, denn zu Hause sind Familien oft mit solchen Diskursen überfordert. Politische Sozialisation findet eben auch in der Schule statt; und genau diese Themen müssen dort verhandelt werden.

**Weichert:** Ich wurde ja noch gefragt, was ich von den geschlossenen Gruppen halte. Was ich heute bei Sebastian Markett vermisst habe, ist Tiktok, das neue Social Medium, das aus Musical.ly entstanden ist und jetzt im Besitz von Chinesen ist. Tiktok ist inzwischen auch ganz fit darin, Suchtelemente zu entwickeln und zu triggern. Der Trend geht aus meiner Sicht bei den Millennials in Richtung Unverbindlichkeit, je mehr, je

*„Journalisten sind eine wichtige Waffe im Widerstand gegen die Attacke aus dem Silicon Valley.“*

jünger sie sind. Facebook ist eigentlich ein passendes Vehikel für journalistische Inhalte. Auf Facebook sind Jugendliche aber nur noch ungenutzt, weil Oma und Opa da auch vertreten sind. Snapchat ist inzwischen aus der Mode gekommen und hat sich für den Journalismus überhaupt nicht bewährt. Derzeit stürzen sich alle auf Instagram, aber für die ganz Jungen ist Tiktok das nächste große Ding. Auch wir Trendforscher und Wissenschaftler können natürlich niemals prophezeien und vorhersehen, was als Nächstes kommt.

Das Blöde für die Medien ist daran, dass sie diese Infrastrukturen jeweils erst im Nachhinein anpassen können. Die Erfahrung der vergangenen Jahre zeigt jedoch, dass Journalismus, der auf Whatsapp aufbaut, eigentlich überhaupt keinen Mehrwert bietet. Es lassen sich kaum Inhalte und kein richtiges Storytelling entwickeln, so dass der Journalismus auf Whatsapp seine Stärken ausspielen kann. Bei Instagram habe ich meine Zweifel, ob die Bildlastigkeit nicht zu stark in den Vordergrund rückt und der Tiefgang völlig auf der Strecke bleibt. Man muss also immer prüfen, wie diese unterschiedlichen Gangarten und Kommunikationskulturen zusammenpassen.

**Jakat:** Welche Chance haben die Medien dann überhaupt? Es gibt den Informationsauftrag für die Öffentlich-Rechtlichen sowieso und in abgespeckter Weise auch für die Privaten. Aber ist dieser Informationsauftrag überhaupt noch zu erfüllen?

**Gabriel:** Diese Frage ist zentral. Beim Thema Drogen, Abhängigkeit und Drogenbekämpfung funktioniert es so: Man hat etwas gefunden gegen Droge xyz, dann kommt eine neue. Man hat gesagt, LSD geht nicht, dann kommen Amphetamine. Man sagt, Amphetamine gehen nicht und so weiter. Das löst wohl nicht das Problem. Die schlechteste Lösung wäre aber, Drogen an der Schule einzuführen. Ich sehe im Moment, dass wir diesen Weg gehen. Wir sagen: Hier ist eine Lösung. Richtig ist, Medienkompetenz zu vermitteln, den Umgang mit den Medien zu schulen. Aber es gilt, auch ein Bewusstsein dafür zu entwickeln, dass es Abhängigkeit gibt, wie diese Abhängigkeit funktioniert und wie man Formen der Abhängigkeit an sich selbst erkennen kann.

Schülerinnen und Schüler lernen in Biologie zum Beispiel, dass es ein Belohnungszentrum im Gehirn gibt. Vielleicht lernen sie auch, mit Blick auf die Evolution, warum es das gibt. Aber sie sollten ganz unbedingt auch lernen, dass dieses Belohnungszentrum gefährdet ist, durch Facebook und andere Social-Media-Plattformen auf einen kleinen Freudehappen reduziert zu werden. Dann kann man fragen: Wollt ihr das? Wer das weiß, dem ist völlig klar, dass man an Gehirnschrumpfung arbeitet, wenn man sich dem aussetzt. Wer darüber

informiert ist, der wird anders damit umgehen als jemand, der glaubt, dass man sich bei Facebook lediglich einem Gespräch aussetzt. So etwas kann man ja medienpädagogisch aufdecken.

**Meister:** Ich würde Ihnen, Herr Gabriel, an dieser Stelle widersprechen, dass wir damit die Droge in die Schule holen. Denn das ist es ja gerade nicht. Eltern haben oft die Befürchtung, dass die Kinder süchtig seien, weil sie die Geräte zu Hause sowieso schon die ganze Zeit nutzen. Also brauchen sie das in der Schule nicht auch noch, weil sie dann noch süchtiger werden. Wir haben einen Bildungsauftrag in der Schule, und da geht es gerade darum, dass man nicht nur diesen Triggern folgt, sondern es geht auch darum, bestimmte Lerninhalte zu vermitteln. Es geht auch darum, dass dieses Medium genutzt werden kann, um zu arbeiten, sich fortzubilden, sich zu informieren und mit anderen zu kooperieren. Zudem kann man einen zeitlich begrenzten Rahmen setzen, also wir arbeiten für soundsoviel Minuten digital, legen dann die iPads zur Seite und arbeiten in anderen Konstellationen weiter. So dass es eben gerade nicht den Suchtcharakter hat.

Mein Züricher Kollege Daniel Süss spricht davon, dass soziale Medien ein Lebensmittel, ein Genussmittel sein können, aber auch ein Suchtmittel. Soziale Medien gehören heute zum Alltag; wir brauchen sie für die Arbeitskontexte, und dafür muss der Umgang mit ihnen gelernt werden. Dafür ist es notwendig, dass ihre Funktionsweise, die Mechanismen verstanden werden, sonst rutschen Schüler leicht in den Suchtbereich hinein, ohne dass es hinterfragt oder kommentiert wird, weil die Eltern selbst nicht richtig wissen, wie sie damit umgehen sollen.

**Gabriel:** Ich glaube, es ist leider mehr als ein Medium. Ich glaube an die grundlegende Neutralitätsthese, dass ein Medium erst einmal neutral ist und nicht von sich aus irgendwohin tendiert. Aber bei den sogenannten sozialen Medien und Suchmaschinen gibt es Voreinstellungen: Wir wissen inzwischen ziemlich gut, dass Bias einprogrammiert werden, dass Daten erhoben werden, von denen jemand profitiert. Sonst ließe sich der Reichtum der Tech-Konzerne nicht erklären. Es gibt einen Grund dafür, dass sie überhaupt solche Giganten sind, gegen die man antritt. Der Grund besteht darin, dass ihre Geschäftsmodelle dubios sind. Und an diesen dubiosen Geschäftsmodellen würde sich erst einmal nichts ändern, selbst wenn wir einen verantwortungsvolleren Umgang damit haben. Wir müssten also neue Plattformen generieren. Nehmen wir ein Beispiel aus unserem Alltag: Wo wäre zum Beispiel eine gute Plattform, auf der man High-Level-Bildungsangebote findet? Das ist gar nicht so leicht zu machen, es ist nicht gut koordiniert, es gibt im Internet nur an wenigen Stellen

*„Der Trend geht bei den Millennials in Richtung Unverbindlichkeit.“*

ein Peer-Review-Verfahren. Da müsste man erst mal dafür sorgen, dass die kriminelle Energie, die es dort gibt, so massiv reduziert wird, dass der sinnvolle Umgang mit dem Internet überhaupt erst möglich wird. Wir haben es eher, wie schon gesagt, mit Heroin als mit Wein zu tun. Es gibt keinen guten Umgang mit Heroin, aber mit Wein gerade so.

**Meister:** Aber gerade das ist doch unsere Aufgabe, dass wir solche Plattformen schaffen und dass wir auch versuchen, eine Bildungsqualität zu etablieren, die genau dafür genutzt werden kann.

**Weichert:** Im Zentrum steht also das Thema Abhängigkeit im doppelten Sinne, aufseiten der Nutzer und aufseiten der Journalisten. Lena Jakat hat eben schon geschildert, wie es ist, wenn ein Algorithmus nur minimal verändert wird und die journalistischen Medien das Nachsehen haben, weil sie ihre Inhalte anders daran angepasst hatten. Die Verformungen, die dadurch mit journalistischen Inhalten passieren, finde ich teilweise interessant, aber auch besorgniserregend.

Lena Jakat hat auch nach den öffentlich-rechtlichen Medien gefragt. Wenn ich ein Defätist wäre, würde ich sagen, in zehn Jahren sind das die einzigen Pfeiler, die in den Ruinen des Journalismus noch stehen werden. Da ich Optimist bin, glaube ich, dass die öffentlich-rechtlichen Sender derzeit eine Renaissance erleben und zeigen, warum es sie gibt und weiterhin geben sollte. Es gibt gerade einen Podcast-Boom, der wieder eine hohe Relevanz für Audio-Inhalte der Öffentlich-Rechtlichen erzeugt. Das Fernsehen, nicht das klassisch linear verbreitete, sondern die Programme, die über Mediatheken abrufbar sind, erleben derzeit auch eine Hochphase: Bei den Streaming-Diensten findet man nun ohne Probleme auch die ARD- und ZDF-Mediatheken. ARD und ZDF passen sich also sehr klug an, entwickeln darüber hinaus reichweitenstarke Youtube-Formate wie die Videos von Funk, dem Content-Netzwerk von ARD und ZDF für die Millennials. Die Relevanz für die öffentlich-rechtlichen Sender könnte nicht größer sein.

**Jakat:** Das ist eine der paradoxen Folgen, die man in den vergangenen Jahren gesehen hat: Die „Washington Post“ und die „New York Times“ profitieren von der Glaubwürdigkeitskrise, wenn man so will. Sie haben vorhin auch gesagt, man muss den Menschen wieder mehr in den Fokus stellen. Eine der großen netzpolitischen Debatten der letzten Zeit war die Reform des Urheberrechts, bei der es massive Proteste gab, gerade in Deutschland. Einer der neuralgischen Punkte war, dass sich die Nutzer, die jungen Menschen, die auf die Straße gegangen sind, nicht ernst genommen fühlten in ihrer Lebenswirklichkeit. Muss die Digitalpolitik hierzulande

die Nutzer ernster nehmen, als es jetzt gerade der Fall ist?

*„Wir haben es eher mit Heroin als mit Wein zu tun.“*

**Meister:** Ich denke schon, dass die Jugendlichen mit ihren Anliegen wirklich ernst genommen werden sollten, dass man ihnen zutrauen sollte, eine ernst-

hafte Debatte darüber führen zu können. Aber es gibt aus meiner Sicht auch gute Argumente für die Urheberrechtsposition. Solche Debatten müssen gesucht werden, sie müssen öffentlich ausgetragen werden. Die jungen Leute sind durchaus politisch, sie haben Interessen, und sie wollen sie durchsetzen. Es braucht den Diskurs und auch gelegentlich den Streit. Die Kritik vieler junger Leute galt eher der Tatsache, dass zu wenig auf ihre Argumente eingegangen wurde. Man hat sicher zu wenig überlegt: Wo gibt es Kompromisse? Zu wenig gefragt: Woher kommen ihre Positionen? Es führt zu einer großen Enttäuschung, wenn die Argumente nicht ernst genommen werden. Wir müssen die Jugendlichen mit ihren Bürgerrechten ernst nehmen, wir müssen prüfen, was in ihren Argumenten steckt, wir müssen öffentliche Debatten mit ihnen führen, auch in einem größeren Rahmen und auch im Netz. Es braucht solche Formen der Öffentlichkeiten, die hergestellt werden müssen, damit wir nicht nur in unseren jeweiligen Zirkeln bleiben.

**Weichert:** Es braucht tatsächlich einen Rahmen. Es braucht Richtlinien. Es braucht Vorbilder. Das Widerspruchlichste, das kann Sebastian Markett vermutlich bestätigen, das wir herausgefunden haben, ist, dass junge Leute exzessiv digitale Endgeräte nutzen und sie dies in dem Wissen tun, dass sie davon vollkommen abhängig sind. Das macht sie unzufrieden, sie sind teilweise überlastet und überfordert. Allein der Zwang, dauernd online zu sein, macht viele von ihnen krank. Wir sind als Gesellschaft also aufgefordert, Regelwerke aufzustellen, aber nicht Gesetze, sondern moralische Richtlinien, die wir mit Unterstützung wissenschaftlicher Erkenntnisse entwickeln, um uns allen ein lebenswertes Leben in der digitalen Transformation zu ermöglichen. Wir müssen uns also fragen: Wie sieht eine gute Gesellschaft aus? Wie kann man austarieren zwischen dem, was uns an Technologien in den nächsten Jahren bevorsteht, und den Bedürfnissen, die wir als menschliche Wesen haben?

Wir reden ja derzeit viel über Automatisierung und die Roboter aus der Serie „Westworld“, die überall in der Ecke stehen und jedes Bedürfnis befriedigen, ob es um Lust, Gewalt oder andere niedere Bedürfnisse geht. Wie gehen wir damit aber künftig um? Braucht es nicht auch eine Ethik im virtuellen Raum? Dürfen wir Roboter befehlen, schlagen, mit ihnen Sex haben? Das ist eine neue Moraldebatte, die wir besser heute als morgen führen müssen. Momentan ist wichtig, auch jungen

Menschen vor Augen zu führen, in welche Abhängigkeiten sie sich begeben und welchen Gefahren sie sich damit aussetzen.

**Jakat:** Das ist genau das, was Sie, Frau Meister, mir im Vorgespräch gesagt haben: Schüler wollen mehr Regeln, nicht Regeln im Sinne von Gesetzen, aber mehr Richtungsweisung im Kontext.

**Meister:** Hier lohnt sich der Blick auf die Entwicklungspsychologie. Es stellt sich die Frage nach dem jeweiligen Alter und in welcher Phase die Jugendlichen gerade stecken. Wollen sie wissen, was das Richtige ist? Wollen sie eine Art Leitplanken und damit Orientierung haben? Da müssen die Erwachsenen genau zuhören und auf ihre Bedürfnisse reagieren. Kinder brauchen Regeln und müssen mit der Zeit lernen, was es an Werten gibt. Erst dann können sie Position beziehen und sich fundiert von Regeln lösen.

**Gabriel:** Das Humane kam mehrfach vor, das scheint mir tatsächlich aus verschiedenen Gründen ein Schlüssel zu sein. Wir haben gerade, gemeinsam mit der Fraunhofer-Gesellschaft, ein Institut für Künstliche Intelligenz im menschlichen Kontext in Planung. Es gibt bereits eine Zertifizierungsstelle für Künstliche Intelligenz an einem Fraunhofer-Institut; dort können Unternehmen ihre KI vorlegen, dort schauen unsere Techniker auf den Algorithmus, den sie natürlich nicht weitergeben, weil er ein Betriebsgeheimnis ist. Er wird zertifiziert, und dann befassen sich Philosoph\*innen und Jura-Professor\*innen damit, was daraus in einem anderen Kontext folgt. Die Perspektive darauf, der Ausgangspunkt ist die „Verpflichtung auf das Humane“. Dazu gehört auch die Ablehnung jedes Post- und Transhumanismus. Wenn wir hinschauen, woher die Post- und Transhumanismus-Diskussion kommt, werden wir die Figur Nietzsche finden, die in den USA über Ayn Rand sehr prominent ist, auch bekannt als Superman, auf Deutsch der Übermensch. Das ist dort auch eingespeist in der Popkultur. Die andere Figur, noch sehr viel ungünstiger, ist Martin Heidegger, einer der Hauptpropaganda-Philosophen der Nationalsozialisten, der einen scheußlichen Text mit dem Titel „Brief über den Humanismus“ geschrieben hat. Darin steht, es müsse aufhören mit dem Menschen. Diese De-Humanisierungsvorstellung ist eine viel gefährlichere Ideologie, als man meint. Das kann man nur aus dem Weg räumen, indem man es zum Beispiel durch richtigen säkularen, reflektierten Ethikunterricht an unseren Schulen verdeutlicht. Philosophie ab der Grundschule ist nötig, völlig klar. Die Kinder lernen Mathe und Schreiben, aber wann lernen sie denken? Wann lernen sie Logik? Wann kommt denn das in der Schule? Fehlanzeige. Es ist kein Wunder,

*„Die öffentlich-rechtlichen Sender erleben derzeit eine Renaissance.“*

dass es aus dem Ruder gerät, wenn man gar nicht gelernt hat, wie man ordentlich logische Schlussfolgerungen zieht. Wenn man eine logische Analyse der üblichen Debatten auf Facebook macht, bekommt man als Philosophieprofessor Krätze. Man liest Fehlschluss, Fehlschluss, Fehlschluss. Es wäre deutlich besser, wenn die Leute darauf trainiert würden, keine Fehlschlüsse zu begehen. Bias sind ja nichts Gutes.

Wir erforschen Wissen, aber das bringen wir noch nicht in unsere Schulen. Stattdessen haben wir die Wahl zwischen Religion und Ethik, wie absurd. Sie können entweder wählen, etwas über Feuersäulen in der Wüste zu erfahren oder ungefähr dasselbe, aber als Ethik verpackt. Das ist ein nicht dem Stand der Wissenschaft entsprechender Zustand in unserem Schulsystem. So kriegen wir keinen Humanismus hin. Die Aufklärung hätten wir nicht ohne Immanuel Kant. Was ist Aufklärung? Wir hätten auch nicht den Artikel 1 des Grundgesetzes, wenn Kant nicht den Begriff der Menschenwürde theoretisch eingeführt hätte. Das ignorieren wir aber.

Mein Vorschlag also, den ich schon an mehreren Orten gemacht habe und der derzeit sehr ernsthaft auch in Japan diskutiert wird: die Einführung philosophischer Reflexionsleistung in der Schule. Das muss nicht Philosophie heißen, das könnten wir auch „Kritisches Denken“ nennen. Es geht nicht darum, Philosophiegeschichte zu verbreiten, sondern es geht um die Art zu denken, um Ethik. Was sind denn unsere Werte? Wir müssen lernen, sie zu benennen. Wir hören manchmal von den jüdisch-christlichen Werten, was sind die denn? Bestimmt

nicht die Zehn Gebote, dazu gehört, dass man keinen Sex mit seiner Nachbarin haben darf, das ist nicht mein Wert. Ich mache das selbst nicht, aber das scheint mir kein Grundpfeiler unserer Gesellschaft zu sein, die Vermeidung von Geschlechtsverkehr mit Nachbarn.

**Jakat:** Frau Meister, wie weit sind wir in Deutschland von so einem reflektierten Umgang mit Medien entfernt, wenn wir auf das Schulsystem schauen?

**Meister:** Philosophie gibt es an vielen Schulen. Es ist wichtig, denken zu lernen: Das ist Voraussetzung dafür, analytisch und kritisch zu denken. Analytisches, kritisches Denken gehört schon immer zur Medienkritik. Das versuchen wir zu fördern und in den gesellschaftlichen Diskurs einzubringen. Ich denke, wir sind nicht weit weg von Herrn Gabriels Vorstellungen, aber wir nennen das etwas anders. Wir verstehen unter Medienkritik auch Medienethik, also auch, darüber zu reflektieren: Wie weit können wir gehen, was sollen wir eigentlich machen? Ich denke, das sind Fragen, die in allen Bildungseinrichtungen thematisiert werden müssen - und auch in der Öffentlichkeit.

**Jakat:** Wie nehmen Sie die Denkfähigkeit bei Ihren Studenten wahr, Herr Weichert?

**Weichert:** Wenn ich an meine Studierenden und andere jüngere Medienschaffende denke, wünsche ich mir, dass wir gemeinsam ein deutsches Center for Humane Technology ausgründen. Das habe ich im Vortrag von Sebastian Markett vermisst, aber auch bei Ihnen, Herr Gabriel. Es ist kein Wunder, dass sich im Silicon Valley eine neue digitale Achtsamkeitsbewegung herausgebildet hat, die von ehemaligen Google-Mitarbeitern initiiert wurde. Sie nennt sich „time well spent“ und setzt sich sehr selbstkritisch mit digitaler Technologie auseinander, vor allem mit den süchtig machenden Designelementen. So etwas braucht auch Europa und Deutschland, am besten interdisziplinär zusammengesetzt mit klugen Köpfen, die sich darüber Gedanken machen, wie wir

*„Kinder brauchen Regeln und müssen lernen, was es an Werten gibt.“*

den Menschen in den Mittelpunkt der Digitalisierung stellen.

**Jakat:** Jetzt haben wir es geschafft, uns hier 50 Minuten ohne digitale Hilfsmittel sehr konstruktiv zu unterhalten. Ich bedanke mich sehr herzlich für diese angeregte Diskussion.

\*

*Lena Jakat ist Deskchefin in der Online-Redaktion der „Süddeutschen Zeitung“ und leitet das Homepage-Team.*

*Dorothee M. Meister ist Vorsitzende der Gesellschaft für Medienpädagogik und Kommunikationskultur sowie Professorin für Medienpädagogik an der Universität Paderborn.* ■

## „Neue Expertenkaste“

Susanne Gaschke über den „Homo digitalis“

Ich stimme Jeanette Hofmanns Analyse völlig zu, dass wir in dieser dritten Phase sind, in der Bedenken gegen das Netz größer und die Nebeneffekte des Netzes sichtbar werden. Wo man nicht unbedingt Hilfe schreit, aber wo wir langsam anfangen, eine kritische Diskussion zu führen. Aus meiner Sicht ist das längst überfällig. Es ist bei allen Fortschritten und bei allen technischen Neuerungen so, dass diese auch eine Kostenseite haben, die oft erst später erkannt wird. Natürlich thematisieren die Propagandisten der Neuerung das nicht. Das ist nachvollziehbar, aber der Rest der Gesellschaft darf darüber schon reden.

Warum hat das beim Digitalen vergleichsweise so lange gedauert? E-Mails nutzen wir alle seit mehr als zwei Jahrzehnten, das Smartphone ist in dramatisch kurzen zwölf Jahren zu einer mit unserer Hand verwachsenen Prothese geworden, die wir gar nicht mehr ablegen. Das ist durchaus faszinierend. Ein Grund ist, dass das Digitale anfänglich als eine Art Ersatzreligion daherkam. Die Parteien sind relativ tot, die Kirchen verlieren rapide an Mitgliedern, die integrierenden großen Zeichensysteme in der Gesellschaft sind auf dem Rückzug, und auf einmal kommt etwas tolles Neues.

Mit diesem Neuen sind großartige Versprechen verbunden: Demokratie und Frieden und Wohlstand auf der Welt. Zudem Bildung für jeden. Und zwar auch

Bildung ohne Stress, so ein bisschen wie der Nürnberger Trichter auf modern: man macht irgendwie klick, dann ist das Wissen mit diesen Maschinen im Kopf. Diese Verheißungen haben sich leider nicht erfüllt, das wissen wir inzwischen auch. Aber das war alles im Angebot. Und nun ist es das ewige Leben, das die Leute im Silicon Valley beschäftigt.

### „Wenig Technikfolgenabschätzung“

Das Internet war ein Synonym für Fortschritt insgesamt. Wer sich dagegen stellte, war entweder ein Häretiker, der sich gegen religiöse Überzeugungen stellte, oder aber ein hoffnungsloser Technikfeind und von gestern und hat das Netz nicht verstanden. Das hat dazu geführt, dass wir wenig Technikfolgenabschätzung dazu in Deutschland haben – anders als bei anderen Großtechnologien. Wir haben über die Atomkraft diskutiert und über die Gentechnik. Wir diskutieren über den Straßenverkehr und die Autoindustrie, die für unser Land extrem wichtig ist. Und wir treffen da politische Entscheidungen.

Ob die politische Entscheidung zum Atomausstieg so wahnsinnig klug war, wenn wir stattdessen mehr Kohle verbrennen und den schmutzigen Atomstrom aus anderen Ländern kaufen, das weiß ich nicht. Aber wir haben jahrelang gesellschaftlich darüber diskutiert, wir haben eine politische, eine demokratisch legitimierte

Entscheidung getroffen. Das muss auch bei den digitalen Technologien möglich sein. Wir haben es mit einem Phänomen zu tun, das unser ganzes Leben erfasst.

Vordringlich scheint mir ein Problem, das wir gesellschaftlich regeln müssen: Es haben sich zweierlei Sorten Recht eingeschlichen. Es gibt aber nur ein Recht. Da bin ich sehr einig mit Markus Gabriel: Beleidigung ist immer Beleidigung, ob im Netz oder draußen auf der Straße. Gewalt und Aufrufe zur Gewalt sind immer Aufrufe zur Gewalt. Die Anonymität des Netzes ist so nicht durchhaltbar, weil die Anonymität Leute offenkundig dazu verleitet, sich strafbar zu verhalten und sich so zu verhalten, wie sie sich von Angesicht zu Angesicht in der Gesellschaft nicht verhalten könnten.

### „Aufgehetzte Jugendliche“

Und beim Urheberrecht, das wir in den letzten Wochen sehr umfassend diskutiert haben, kann es nicht zweierlei Recht geben. Das geistige Eigentum gehört seinen Urhebern; und es gibt eine relativ gute Regelung dafür, wie diese Nutzung zugänglich gemacht werden kann. Wir müssen als Urheber ganz vielen Nutzungen zustimmen. Das Urheberrecht ist kein Recht, das versucht, Nutzungen zu verhindern. Das fundamentale Missverständnis der vollkommen zu Unrecht aufgehetzten Jugendlichen ist, man könne sich Inhalte einfach so nehmen, weil man das technisch kann. Das kann man eben nicht, das ist ein klassischer falscher Sein-Sollen-Schluss. Aus der reinen Tatsache, dass man etwas kann, folgt überhaupt nicht, dass man es soll.

Nächstes Stichwort: Die Monopolistenmacht der großen Tech-Konzerne. Das Gerede von den alten Gatekeepern, die unbedingt gestürzt werden sollten, ist ja schön und gut, aber jetzt haben wir neue Gatekeeper. Wir wissen aber nicht einmal, was Facebook an Kommentaren zensiert, die sich zum Beispiel kritisch mit Facebook auseinandersetzen. Ob die Ablösung der alten Gatekeeper durch neue Gatekeeper eine Verbesserung ist, erscheint mir fraglich.

Wikipedia hat erfolgreich die alten Enzyklopädie-Redaktionen zerstört. Wenn sich aber jetzt herausstellt, dass die Wikipedia-Community keine Lust mehr hat, auf Dauer umsonst zu arbeiten, wird es schwierig. Wir sehen die Einbrüche gerade in der deutschen Wikipedia, angelsächsische Modelle sind noch etwas leistungsfähiger. Ich nehme wahr, dass viele Themenbereiche in Deutschland inzwischen brach liegen, nicht mehr aktualisiert werden. Mit anderen Worten: Erst macht man das eine Modell kaputt und dann hat man zum anderen keine Lust mehr, das ist also auch ein großes Problem.

Wir haben das Problem der demokratischen Öffentlichkeit. Deren Erosion ist aus meiner Sicht eines der Kernprobleme, das ist heute hier auch sehr zu Recht besonders betont worden. Die Disruption durch das Netz hat das Geschäftsmodell der Zeitung prekär gemacht. Die Angelsachsen nennen den Prozess „unbundeling“. Mit einer Zeitung haben Sie immer ein Bündel von Nachrichten und Berichten, durch schieren Zufall können Sie Sachen erfahren, die Sie nicht sowieso schon für richtig halten oder ohnehin schon wussten. Der schöne Aufmacher mit dem hübschen Bild vom Eisbärbaby im Berliner Zoo quersubventionierte den langwierigen Artikel über die politische Situation in Venezuela. Sobald dieses Bündel aufgemacht wird und im Netz nur noch die Klicks zählen, können Sie die schwierige Recherche über das Versicherungswesen vergessen. Das Eisbärbaby wird natürlich klicken und noch mehr klicken werden Crime und Aufregungen und Zuspitzungen und verschärfte Debatte. Das ist einfach ein Problem der Darreichungsform.

### „Der glückliche Zufall“

Ich bin immer skeptisch, wenn die Leser, die Nutzer, uns sagen, sie wollten positive Nachrichten und wir sollten doch endlich einmal konstruktiv berichten. Die Frage ist nur, worauf klicken sie dann? Sie klicken auf Crime und Aufregung. Natürlich lässt sich an dieser Stelle einwenden, das liege daran, dass die Online-Redaktionen immer nur Crime und Aufregung ins Netz stellten. Ich bin mir da nicht sicher, zumindest ist es ein spannendes Henne-Ei-Problem. Und in jedem Fall verhindern wir durch das Unbundeling *Serendipity*, den glücklichen Zufall, auf etwas zu stoßen, das man nicht schon wusste. Dann können zumindest die Filterblasen entstehen.

Wir haben gelernt, Fake News sind keine Sachen, über die man unterschiedlicher Meinung sein könnte, keine alternativen Fakten, sondern einfach falsche Überzeugungen, die zum Teil auch gezielt in manipulativer Absicht eingesetzt werden. Das ist böse. So macht man demokratische Öffentlichkeiten kaputt. Das ist nicht egal, das ist eine böse Sache, die zu unserem demokratischen System nicht passt. Die Erregungskultur, die wir im Netz häufig haben, schwappt in die wirkliche Welt. Das zeigt der Fall des russischen Mädchens, das Gerüchten zufolge vergewaltigt worden war, was zu Straßenprotesten massivster Art in Berlin geführt hat.

Jetzt schlagen sich die Influencer auf dem Alexanderplatz. Da schwappt etwas Virtuelles, das an sich ein Unsinn ist, in die Realität. Wenn sich in der Folge Menschen in der Öffentlichkeit schlagen und das Polizeieinsätze nach sich zieht, haben wir offensichtlich ein Problem. Ich bin da auch sehr bei Professor Gabriel,

wenn er fragt, warum seid Ihr Journalisten nicht investigativer gegenüber den Meinungsfabriken und den Tech-Konzernen? Ich sehe auch eine große Nachsicht des Journalismus. Vielleicht ist es auch Angst, man arbeitet geschäftlich an der einen oder anderen Stelle zusammen. Da hätte die vielbeschworene vierte Gewalt mehr zu tun.

Zum Thema Privatsphäre nur so viel: Wir hatten immer große Angst, dass der Staat die Privatsphäre einschränken würde. Wir müssen heute feststellen, dass die Volkszählung mit Papier und Bleistift relativ ungefährlich war. Heute geben wir die Daten für kostenlose Dienste hin. Ein Beispiel, das die Sache auf den Punkt bringt: Da kaufen sich die Leute für ihr schwer verdientes Geld „Alexa“ und stellen sie ins Wohnzimmer. Die Stasi hätte getanzt und gesungen. Aber das ist noch nicht das Schlimmste. Das Schlimmste ist, dass es nun auch noch eine abhörsichere Kappe für „Alexa“ zu kaufen gibt. Wer dann noch nicht merkt, dass das bescheuert ist, der hat insgesamt zu wenig gemerkt.

#### „Sinnlose Kommunikation“

Über Sozialverhalten haben wir auch viel gesprochen und die digitalen Egos sehr zu Recht beleuchtet. Hilfreich und produktiv finde ich die empirischen Belege für das Suchtpotenzial des Smartphones, von Facebook und anderen Anwendungen. Darüber kann man jedenfalls seriös sprechen. Es beschleicht einen ja durchaus ein merkwürdiges Gefühl, wenn man sich die Leute in der S-Bahn anguckt und selbst kein Telefon in der Hand hat. Dann kann einen durchaus der Verdacht beschleichen, dass hier etwas schief läuft. Da sind die empirischen Hinweise hilfreich.

Wir werden zudem zu sinnloser Kommunikation verleitet. Wenn man sich einmal ernsthaft anschaut, was man am Tag so zusammenwhatsappt, dann ist es nicht nur viel Zeit, sondern es ist unglaublich sinnlose Zeit, die man dafür verbraucht. Natürlich sind SMS, E-Mails, das digitale Verschicken von Texten für ganze Berufssparten, zu denen meiner definitiv auch gehört, mittlerweile unerlässlich und hilfreich. Aber meinen Freunden auf Whatsapp schreibe ich, guck mal, diese tolle Super-Food-Salad-Bowl. Ob ich das nun erfahre, was meine Freunde in ihrer Salad-Bowl haben – da weiß ich nicht, ob das die Menschheit wirklich weiterbringt.

Stichwort Ranking und Rating. Das ist auch kein schöner Charakterzug. Mädchen werden zu völlig irren Sachen angehalten. Wenn man gegen Rollenbilder kämpft, sollte man niemals anschauen, was es an Tipps für Mädchen im Internet gibt. Das Letzte, was ich neulich gefunden hatte, war: Wenn man keine Hüften hat und man wolle diese hohen Hüftosen tragen, könnte man

Slipeinlagen an der Seite in die Jeans stopfen. Auch das ist, glaube ich, dem Fortkommen des weiblichen Teils der Menschheit nicht zuträglich.

Irre treffen sich im Internet auch viel besser als vorher. Das gilt auch für jede Art von abweichendem Verhalten wie Kinderpornografie. Da musste ich früher sozial richtig etwas riskieren, um solcher Bilder habhaft zu werden. Das hat es auch kein bisschen besser gemacht, aber es war jedenfalls gefährlich für die Täter. Heute ist es auch gefährlich, aber Bilder sind in einem ganz anderen Maß zugänglich. Das ist einfach nicht gut, das ist kein Gewinn für irgendjemanden.

#### „Verwundbarkeit der Gesellschaft“

Über Ökologie haben wir heute gar nicht gesprochen, obwohl sich das Internet rapide zum größten Energiefresser der Menschheit entwickelt. Die Verschlüsselung der Bilder und Filmchen kostet so unfassbar viel Speicherkapazität, dass wir demnächst nur noch dafür schufteten werden. Ob das nun Atomkraft, Kohle oder Windenergie sein wird, um die Serverfarmen am Laufen zu halten, sollten wir allmählich diskutieren. Gerade wenn die Sachen so besonders banal sind, die wir uns schicken, sollten wir darüber nachdenken.

Die Verwundbarkeit der Gesellschaft ist unendlich viel größer geworden. Bei der Atomkraft haben wir immer von einem Restrisiko gesprochen. Aber was ist mit der Verwundbarkeit von technischer Infrastruktur? Oder auch mit der militärischen Verwundbarkeit? Wir schaffen den Infanteristen der Zukunft, der voll verkabelt ist, übrigens auch mit einer sehr schweren Batterie auf dem Rücken, weil man das anders noch nicht hinkriegt. Was aber passiert, wenn der Infanterist der Zukunft sich in den Schlamm wirft, dann wird seine Ausrüstung schmutzig oder sandig oder nass und funktioniert nicht mehr? Und was ist mit Hackerangriffen von außen, die in der Regel nur schwer zuzuordnen sind? Wie reagiert man auf so etwas eigentlich? Auf einen Raketenangriff könnten wir mit einem Raketenabwehrsystem reagieren. Aber wie reagiert man auf einen Angriff auf die kritische Infrastruktur des Landes, die existenzbedrohend ist? Wir wissen auch nicht genau, von wo die Bedrohungen eigentlich kommen. All das sind ungeklärte Frage, darüber reden wir kaum.

Wir haben über unsere Ersetzbarkeit in der Arbeitswelt diskutiert. Das ist ein großes Problem: *you either tell robots what to do, or robots tell you what to do*. Das ist eine Zukunft, auf die wir uns durchaus einstellen müssen. Dann müssen wir uns auch fragen, was ist denn mit den überflüssig gewordenen Menschen? Erhalten die alle ein Grundeinkommen, dafür, dass sie dann Daten daddeln? Das war eine gruselige Vision, die hier

ausgebreitet wurde vom digitalen Proletariat, das Daten generiert.

„Die Angestellten des Bestellens“, die Markus Gabriel zitiert hat, ist eine eindrückliche Formulierung. Der Online-Handel mit einem Umsatz von 44 Milliarden Euro im Jahr in Deutschland verändert unser Sozialleben, er bedroht den Einzelhandel in der Existenz, er leert die Innenstädte. Und noch etwas: Fahren Sie in Berlin nach Südosten raus, da sehen Sie keine Landschaft mehr. Brandenburg ist recht flach, aber die Landschaft ist nicht mehr zu sehen, weil sie bis zum Horizont mit Logistikzentren bedeckt ist. Und von den Logistikzentren kommen uns dann die Vans in den Anwohnerstraßen entgegen, wo man mit einem normalen Auto oder Fahrrad nicht mehr durchkommt. Die Vans bringen sieben Paar Schuhe, von denen wir sechs Paar zurückschicken. Es war schon effizienter mit dem Einzelhandel, der die Schuhe alle zu sich bestellt hat und man ging dahin. Und auch für die Innenstädte war das schöner.

#### „Neuer technologischer Schleier“

Das sind weitreichende Konsequenzen für unser tägliches Leben, aber sie sind nirgends diskutiert worden, sie kommen einfach über uns. Wir haben einen neuen technologischen Schleier. Das Herdfeuer verstand noch jeder, den Elektroherd kaum noch jemand, und das Netz versteht die große Mehrheit im Detail nicht. Wir haben eine neue Expertenkaste, die ohne jede demokratische Legitimation große Teile unserer Wirklichkeit programmiert. Was wissen die eigentlich sonst noch über die Welt, über die Gesellschaft, über unsere Geschichte, über unser politisches System? Darüber würde ich gerne diskutieren.

Jemand hat gesagt, das Internet ist keine Naturgesetzlichkeit, das stimmt, es könnte ganz anders aussehen und wir haben jede Menge Recht mitzusprechen, wie es aussehen sollte. Ich glaube, wir brauchen so etwas wie einen neuen Club of Rome-Bericht zum Schutz der Demokratie und der sozialen Umwelt. Es gibt keinen

Sein-Sollen-Schluss; nur weil es technisch möglich ist, muss es nicht so kommen.

Zum Schluss will ich den Kollegen Thomas Thiel zitieren mit einer sehr eindrucksvollen Passage aus einem Artikel, den er vor etwa zwei Wochen im Kontext der Debatte um das Urheberrecht geschrieben hat, der hieß: „Worum Sie jetzt kämpfen müssen“. Das Zitat lautet: „Wer sich als Person mit rechten und selbst gewonnen Ansichten versteht, wer sich seine Meinung nicht aufgrund der Einflüsterungen von Robotern bilden will, wer als Politiker unabhängige Gesetze machen und als Richter frei Recht sprechen will, dem kann nicht egal sein, wenn Bürger manipuliert, Politiker vorgeführt und Recht gebrochen wird. Dauernd und systematisch. Das ist keine Fiktion, das ist Wirklichkeit, das betrifft nicht irgendwen, das betrifft jeden. Es geht nicht um die Freiheit und das Recht auf irgendeinem Planeten, der Ort des Geschehens ist nicht irgendeine Demokratie, die in Zukunft vielleicht einmal zerstört werden wird, es ist der Ort, an dem Sie leben, es ist das Reich der Urheber, dass die Konzerne zerstören wollen, die Republik der nach geistiger Freiheit strebender Menschen. Es ist spät, aber nicht zu spät, das zu verhindern.“

#### „Wir müssen mutiger sein“

Und ein Zitat hänge ich an diesen eindrucksvollen Text noch dran, das stammt von James Madison, einem Vater der amerikanischen Verfassung: „Die Pathologien der Freiheit“, schreibt Madison, „können so gefährlich sein wie die Pathologie der Tyrannei, nur viel schwerer zu erkennen und zu heilen.“ Wir werden also vermutlich eine ganze Ecke weiser sein müssen, hellsichtiger und mutiger, als wir das erwartet hätten, aber das können wir ja und ich glaube auch, dass Veranstaltungen wie die heutige dazu Wesentliches beitragen.

\*

*Susanne Gaschke ist Journalistin und Autorin der „Welt“.*

■



Anzeige

70 Jahre epd medien

# Jubiläums- angebot

2 Monate  
für nur  
70 Euro!

Sie erhalten **2 Monate** lang

- jeden Freitag den **wöchentlichen Fachdienst** epd medien, den es als **Print- oder PDF-Ausgabe** gibt
- zusätzlich von Montag bis Freitag den **elektronischen Tagesdienst** epd medien aktuell **per E-Mail**

## epd medien – *wir schärfen den Blick*

- seit **70 Jahren** unverzichtbar für Entscheider, Macher und Medienbeobachter
- **aktuelle** und **ausführliche Berichte** über Medienpolitik, Medienrecht, Programm-entwicklungen und die Umbrüche in der Medienbranche

Dieses Angebot gilt bis **30. Juni 2019**.



**Gleich bestellen: [www.epd-medien.de/70](http://www.epd-medien.de/70)**